

## BESPRECHUNGEN

Through the Looking Glass. Byzantium Through British Eyes. Papers from the Twenty-ninth Spring Symposium of Byzantine Studies, London, March 1995, edited by Robin CORMACK and Elizabeth JEFFREYS. *Society for the Promotion of Byzantine Studies, Publications 7*. Aldershot, Ashgate Variorum 2000. 258 S. mit 52 Abb. ISBN 0-86078-667-6.

Das Symposium, dessen Akten im vorliegenden Band publiziert werden, hatte die britische Sicht des Phänomens Byzanz zum Thema und sollte den historischen Rahmen zu der gleichzeitig stattfindenden Kunstaussstellung des British Museum „Byzantium. Treasures of Byzantine Art and Culture from Byzantine Collections“ wissenschaftlich begleiten. Die meisten Beiträge nehmen daher in irgendeiner Weise auf Exponate dieser Ausstellung Bezug. Untersucht wird sowohl der Einfluß der byzantinischen Kultur auf die britische als auch die britische Vorstellung von Byzanz.

Welches Bild sich Briten von Byzanz machten, hängt unmittelbar von der Verfügbarkeit von Informationen ab. In der frühen Neuzeit sind dies vor allem Handschriften. Kunstgegenstände werden ab der Mitte des 19. Jh.s präsent. Bereits etwas früher beginnen auch Reiseberichte das Bild zu differenzieren. Im Bereich der sekundären Quellen, britische Aussagen zu Byzanz, die ein breiteres Publikum ansprachen, hat E. Gibbon nach wie vor eine dominierende Stellung inne, die erst allmählich durch die zunehmende Produktion von Romanen mit byzantinischem Hintergrund aufgeweicht wird. Gemäß den verschiedenen Arten des Zugangs zu dem Phänomen Byzanz sind die Beiträge in fünf Gruppen unterteilt: Encounters with places (Reisende, Archäologen), Encounters with books (frühe Paläographen und Bibliophile), Interpreters (Byzantinisten), Other perspectives (französische und russische Zugänge), Encounters with the imagined Byzantium (die Repräsentation von Byzanz in der Dichtung und der Romanliteratur).

Michael WHEELER, Byzantine „purple“ and Ruskin's St Mark's Venice (S. 9–22), legt dar, wie der einflußreiche Kunstkritiker der zweiten Hälfte des 19. Jh.s John Ruskin bezüglich seiner Wahrnehmung des byzantinischen Purpur und allgemein von Byzanz von Erfahrungen in San Marco geprägt war. W. zeigt weiter, daß diese Wahrnehmung und die daraus erfließende Interpretation von Kunstwerken sehr stark von Ruskins großer Religiosität beeinflußt wurde, die den Kritiker zu mystischen Interpretationen des Purpur vor allem als Symbol der Trauer veranlaßte.

Ein Ausgangspunkt für britische Begegnungen mit Byzanz in Griechenland war seit ihrem Bestehen die British School in Athen. Im Auftrag dieses Archäologischen Instituts bereisten Ende der 80er Jahre des 19. Jh.s zwei junge Architekten die Peloponnes und fertigten Zeichnungen von erhaltenen Monumenten an. Hierbei wurden von beiden Zeichnern mitunter dieselben Objekte abgebildet, wie Haris KALLIGAS, Twin reflections of a Byzantine city: Monemvasia as seen by Robert Weir Schultz and Sidney H. Barnsley in 1890 (S. 23–44), in dem Fall von Monembasia vorführt.

David WINFIELD, The British contribution to fieldwork in Byzantine studies in the twentieth century: an introductory survey (S. 57–66), gibt einen wissenschaftsgeschichtli-

chen Überblick über britische Tätigkeiten auf dem Gebiet der byzantinischen Kunstgeschichte. Deutlich wird hierbei, neben der finanziellen Abhängigkeit von eingerichteten Fonds, die enge Verbindung archäologischer Unternehmungen zu politischen Interessen Großbritanniens, insbesondere wenn diese von Instituten ausgingen, die in damaligen Kolonien wie in Jerusalem oder auf Zypern niedergelassen waren.

Recht skurrile Facetten der britischen Ausgrabung im Gebiet des kaiserlichen Palastes bringt Mary WHITBY, *The Great Palace dig: the Scottish perspective* (S. 45–56), ans Tageslicht. Die Initiative zur Ausgrabung ging von einem dem Spiritualismus anhängenden Militär aus, der den Hinweisen eines Mediums folgte und für die Finanzierung des Projekts einen ebenfalls für Spiritualismus empfänglichen Geschäftsmann gewinnen konnte. Das Unternehmen förderte nicht die erhofften Schätze zutage, führte aber zur Entdeckung der kürzlich restaurierten Palastmosaiken.

Barbara ZEITLER, *The distorting mirror: reflections on the Queen Melisende Psalter* (London, B.L., Egerton 1139) (S. 69–83), untersucht eine der berühmtesten illuminierten Handschriften aus dem Nahen Osten. Der sogenannte Königin Melisende-Psalter ist eine lateinische Luxushandschrift, die um die Mitte des 12. Jh.s in Jerusalem für eine Frau hoher Abkunft angefertigt wurde. Das Rätselhafte an dieser Handschrift sind ihre Illuminationen und die Elfenbeindeckplatten, die eindeutig byzantinischen bzw. islamischen Einfluß verraten, im Vergleich zu zeitgenössischen byzantinischen Kunstwerken jedoch wiederum erhebliche Unterschiede aufweisen. Zeitler stellt bisher weitgehend anerkannte Hypothesen zur Entstehungsgeschichte dieses Psalters in Frage und kommt zum Schluß, daß in dieser Handschrift westliche, byzantinische und islamische Bildtraditionen eine Symbiose eingegangen sind, eine Tatsache, die in einem eklatanten Widerspruch zu den politischen Verhältnissen der Zeit steht, bei denen in keiner Weise von einem friedlichen Nebeneinander die Rede sein kann.

John LOWDEN, *Byzantium perceived through illuminated manuscripts: now and then* (S. 85–106), bringt das diffizile Problem zur Sprache, daß durch die vielfache Reproduktion von byzantinischen Buchmalereien ein stark eingeschränktes, aber vor allem irreführendes Bild von Byzanz vermittelt wird, weil diese Abbildungen aus ihrem Zusammenhang gerissen werden (etwa das Porträt Basileios' II. aus dessen *Menologion*), aber auch einem Zweck zugeführt werden, für den sie nie vorgesehen waren (z. B. waren sie ursprünglich nur wenigen Betrachtern ausgesetzt) – ganz abgesehen von der mangelnden Qualität der Abbildungen. Im Anschluß daran geht Lowden der Frage nach, inwieweit Handschriften in früheren Jahrhunderten das britische Byzanzbild geprägt haben, und gelangt zu dem Ergebnis, daß dies, soweit eruierbar, nicht der Fall ist.

Patricia EASTERLING, *From Britain to Byzantium: the study of Greek manuscripts* (S. 107–120), untersucht drei Paläographen des ausgehenden 17. und des 18. Jh.s und deren Vorstellung von Byzanz. Humphry Wanley war ein Autodidakt, der durch seine große Liebe zu alten Handschriften zu einem der besten Paläographen seiner Zeit wurde. Im Gegensatz zu den beiden anderen untersuchten Gelehrten konnte es sich Anthony Askew leisten, sowohl ins Ausland zu reisen als auch Handschriften zu kaufen; 1746/1747 begab er sich auf eine weite Reise, die den Erwerb, aber auch die Kollationierung von Handschriften sowie den Kontakt mit ausländischen Philologen zum Ziel hatte und die ihn bis nach Konstantinopel und auf den Heiligen Berg führte. Der bekannteste unter den dreien ist Richard Porson, der sich eingehend mit der Erforschung der griechischen Tragiker und anderer Autoren beschäftigte. Nach Porsons Meinung sollte sich ein Gelehrter mit byzantinischen Texten nur insofern beschäftigen, als diese Licht auf den Gebrauch der klassischen Sprache werfen – die damals gängige Ansicht. Porson rezipierte bereits Edward Gibbons *Decline and*

*Fall*. Es ist bezeichnend, daß er in seiner Besprechung dieses Werkes einzig Gibbons sprachlichen Ausdruck kritisierte, dies jedoch heftig. Easterling stellt komprimiert drei faszinierende Gelehrtenbiographien vor. Daß alle drei Männer zwar in höchstem Maße an Handschriften interessiert waren, jedoch kaum an der Kultur, die diese hervorgebracht hatte, ist ein negativer und gleichzeitig sehr vielsagender Befund.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s griechische Handschriften in England von Griechen geschrieben wurden. Was veranlaßte diese Schreiber aber, von denen man bisher nicht viel mehr wußte, als diese in ihren Kolophonen über sich selbst sagten (darunter Ioannes Serbopoulos und Georgios Hermonymos; ein Verweis auf das *Repertorium der griechischen Kopisten* wäre angebracht gewesen), sich in das ferne Britannien zu begeben, während ihre Kenntnisse etwa auch im sonnigeren Italien gefragt waren? Jonathan HARRIS, *Greek scribes in England: the evidence of episcopal registers* (S. 121–126), vermag aufgrund von Ablassbriefen, die zugunsten einiger dieser Schreiber und weiterer Griechen (u. a. Michael Charsianites, Georgios Diplobatatzes, Thomas Eparchos – allesamt gut belegte byzantinische Familiennamen) ausgestellt wurden und die Harris in bischöflichen Registern ausfindig machen konnte, diese Frage zumindest teilweise zu beantworten. Die ausstellenden Bischöfe standen alle direkt oder indirekt mit Kardinal Bessarion oder dessen Akademie in Kontakt und waren an griechischen Texten interessiert, so daß der Schluß naheliegt, daß sie es waren, die die Griechen zu der Reise nach England bewegt hatten und dort u. a. mit caritativen Sammlungen für deren Fortkommen sorgten.

Colin DAVEY, *Fair exchange? Old manuscripts for printed books* (S. 127–134), schildert die Kontakte von Sir Thomas Roe zu Patriarch Kyrillos Lukaris zum Zwecke des Erwerbs von byzantinischen Handschriften. Zu diesen Kontakten kam es am Rande der politischen Tätigkeit Roes als britischer Botschafter bei der Hohen Pforte (zu dieser Funktion, die den Rahmen für die Buchkontakte darstellt, wäre auf die grundlegende Monographie Gunnar HERINGS zu verweisen gewesen: *Ökumenisches Patriarchat und europäische Politik, 1620–1638* [Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz Bd. 45]. Wiesbaden 1968; erweiterte Auflage auf Griechisch, Athen 1989; Hering analysiert ebenso wie Davey eingehend Roes Korrespondenz). Das besondere Interesse Roes bzw. seiner britischen Auftraggeber galt alten dogmatischen Schriften, die protestantische Positionen gegenüber der römischen Kirche untermauern konnten.

Zaga GAVRILOVIC, *The Gospels of Jakov of Serres* (London, B. L., Add. MS 39626), the family Brankovic and the Monastery of St. Paul, Mount Athos (S. 135–144), bietet einen kunstgeschichtlichen Kommentar zu einem der Exponate der eingangs genannten Ausstellung. Das kirchenslavische Evangeliar wurde 1837 von Robert Curzon im Paulos-Kloster am Heiligen Berg erworben und nach England gebracht. Die Handschrift war ursprünglich für den Metropolitan Jakov von Serres (1345–ca. 1360/65) angefertigt worden, als weite Teile Makedoniens unter serbischer Herrschaft standen. Über die regierende Familie Brankovic, die enge Kontakte sowohl zu dem wichtigen Johannes Prodromos-Kloster bei Serres als auch zum serbischen Paulos-Kloster am Athos unterhielt, dürfte die Handschrift auf den Heiligen Berg gelangt sein.

Dem soeben erwähnten Sammler und Reiseschriftsteller Robert Curzon ist Robin CORMACKS Aufsatz, „A Gentleman’s Book“: attitudes of Robert Curzon (S. 147–162), gewidmet. Curzons „Visits to Monasteries in the Levant“ wurde 1849 veröffentlicht und erwies sich als Bestseller. Curzon bereiste 1833–1834 Ägypten, Syrien, die Türkei und Griechenland, 1837–1838 begab er sich abermals nach Ägypten und Konstantinopel, von wo aus er einen Ausflug auf den Heiligen Berg unternahm, und hielt sich schließlich 1841–1843 längere Zeit in Konstantinopel und der Türkei auf. Der autobiographische Reisebericht vermittelte

seinem Publikum einen anschaulichen und prägenden Eindruck vom Wesen orthodoxer Klöster und von byzantinischer Kunst. Aufgrund seiner ansprechenden Form und der weiten Verbreitung beeinflussten Curzons Ausführungen entscheidend das Byzanzbild folgender Generationen; in der Einleitung zu seinem ebenfalls großen Einfluß ausübenden *Stones of Venice* spricht Ruskin von Curzons Buch als „dem unterhaltsamsten Reisebuch“. Cormack unterstreicht die Bemühungen Curzons, seine zahlreichen Handschriftenerwerbungen vom Geruch der betrügerischen Übervorteilung naïver Mönche reinzuwaschen.

Averil CAMERON, *Bury, Baynes and Toynbee* (S. 163–175), gibt einen Überblick über das vielfältige Schaffen dieser drei eminenten Byzanz-Historiker und versucht die Beweggründe, die hinter ihrer produktiven Tätigkeit standen, zu ergründen. Der Leser bekommt einen Eindruck vom komplexen britischen Wissenschaftsbetrieb um die Wende zum 20. Jh. und in dessen erster Hälfte, von den Universitäten, die die Wissenschaftler prägten und die von jenen in der Folge geprägt wurden. Cameron zeigt, in wie unterschiedlichem Ausmaß Bury, Baynes und Toynbee ihre Positionen dazu nutzten, mit ihren wissenschaftlichen Arbeiten auch an die Öffentlichkeit zu treten, in erster Linie durch die Lehre, aber auch durch Vorträge, die an ein breiteres Publikum gerichtet waren. Dementsprechend war auch der öffentliche Widerhall, den der jeweilige Historiker fand. Nicht zuletzt wird deutlich, wie sehr religiöse und politische Anschauungen für die Einstellung zur Wissenschaft und für den Umgang mit ihr von entscheidender Bedeutung sind. Abschließend übt Cameron an dem zu seiner Zeit gefeierten Toynbee Kritik, dessen Schriften in Inhalt und Ausdruck heutzutage Befremden erwecken, während die Sympathie der Autorin eindeutig Baynes gilt, dessen Arbeiten für britische Byzantinistikstudenten in vielen Bereichen noch immer den Einstieg in die Wissenschaft bedeuten.

Wie sehr das organisierte Interesse eines Museumskurators dem Gegenstand zugute kommen kann, zeigt Christopher ENTWISTLE, *O. M. Dalton*, „ploughing the Byzantine furrow“ (S. 177–183). Angeregt durch das Entstehen der Byzantinistik als selbständiges Universitätsfach und ihre dynamischen Entwicklungen in den 90er Jahren (Gründung der Byzantinischen Zeitschrift und des *Vizantijskij Vremennik*) begann Dalton die Erstellung eines Katalogs der byzantinischen Bestände des British Museum. Frucht seiner jahrelangen, intensiven Beschäftigung mit der byzantinischen Kunst war eines der ersten Standardwerke auf diesem Gebiet, sein umfangreiches, 1911 erschienenenes *Byzantine Art and Archeology*.

Peter MACKRIDGE, *R. M. Dawkins and Byzantium* (S. 185–195), zeichnet die Entwicklungslinien des Interesses an der byzantinischen Kultur in dem für seine Forschungen über das fränkische Griechenland und für seine noch immer maßgebliche Edition der Chronik des Leontios Machairas angesehenen R. M. Dawkins. Mit viel Einfühlungsvermögen spürt Mackridge den Motiven für die beiden Byzanz gewidmeten Bücher Dawkins nach. Das erste „The Varangian Guard in Constantinople“ wurde nie publiziert; das Manuskript befindet sich im Dawkins-Archiv in der Taylor Institution Library, Oxford, und wurde von Mackridge gründlich untersucht. Seit seinen Jugendtagen hatte Dawkins ein ausgeprägtes Interesse an Skandinavien; seine Kenntnisse des Altisländischen prädestinierten ihn für eine Studie der Varäger, die sich sowohl auf isländische als auch auf byzantinische Quellen stützen konnte. Mit Scharfsinn, aber auch sympathisierendem Verständnis erkennt Mackridge das Unvermögen zur Erstellung einer Synthese, welches die Publikation der Varäger-Studie letztendlich verhinderte, auch in dem 1936 publizierten „The Monks of Mount Athos“. Dawkins blieb stets Volkskundler, der mehr an zeitgenössischen Mentalitäten interessiert war als an der Geschichte einer historischen Kultur.

Jean-Michel SPIESER, *Du Cange and Byzantium* (S. 199–210), bemerkt eingangs, daß des Autors des nach wie vor unersetzbaren *Glossarium ad scriptores mediae et infimae grae-*

*citatis* anlässlich seines 300sten Todestages im Jahre 1988 kaum gedacht wurde (die im Vorfeld des Symposions zur byzantinischen Lexikographie, Wien 1989, und im Anschluß daran 1989 erschienenen Wiener Publikationen tragen zwar jeweils auf dem Frotispiz ein Porträt dieses Pioniers der Lexikographie, gehen auf sein Wirken aber nicht weiter ein). Spieser beschäftigt sich jedoch weniger mit Du Canges Lexikon als vielmehr mit der Rezeption seiner byzantinischen Geschichte, des Louvre Corpus allgemein und der zeitgenössischen Byzantinisten. Deutlich wird insbesondere die Abhängigkeit der Finanzierung der Projekte von der politischen Verwertbarkeit der geleisteten Arbeit. Als sich die ideologische Ausrichtung der Herrschaft Ludwigs XIV. (von der Nachfolge der römischen, d. h. auch der byzantinischen Kaiser zu der Ludwigs des Heiligen) umorientierte, wurden auch die Geldflüsse spärlicher. Spieser weist auch auf die stark schwankende Verwendung des Wortes *byzantin* hin (eine entsprechende Untersuchung des Gebrauchs des fast immer pejorativen *byzantine*, das auf finstere Intrigen und Heimtücke oder auf überladene Rhetorik verweist, im Englischen wäre interessant gewesen).

Das 19. Jahrhundert war das Zeitalter der großen Sammler. Ein wenig bekannter russischer Vertreter dieser Species ist P. I. Sevastianov. Olga ETINHOF, Pyotr Ivanovich Sevastianov and his activity in collecting Byzantine objects in Russia (S. 211–220), stellt die umfangreiche Sammlertätigkeit dieses Mannes dar und plädiert für die Anerkennung seiner verdienstvollen Unternehmungen, die aufgrund der Zerschlagung seiner Sammlung heute kaum mehr wahrgenommen werden.

Aus David RICKS, *Simpering Byzantines, Grecian goldsmiths et al.: some appearances of Byzantium in English poetry* (S. 223–236), geht der bleibende Einfluß des von Gibbon geprägten negativen Byzanzbildes in der britischen Dichtung hervor. Gebrochen wurde diese Vorherrschaft erst durch die Informationen über byzantinische Kunst, die seit der Mitte des 19. Jh.s vermehrt zur Verfügung standen. Auch im 20. Jahrhundert wurden britische Dichter wie Yeats oder MacNeice mehr von der byzantinischen Kunst als von byzantinischer Literatur inspiriert, was Ricks mit der geringen Wertschätzung, die selbst Fachleute dieser Literatur entgegenbringen (mit Verweis auf C. Mangos *Distorting Mirror*), in Zusammenhang bringt. Ricks weist weiters darauf hin, daß während des Entstehens des wohl bekanntesten britischen Byzanzgedichtes, W. B. Yeats „Sailing to Byzantium“, Konstantinopel aufgrund des türkisch-griechischen Krieges Tagesgespräch war, und das Gedicht daher durchaus Bezüge zum aktuellen Zeitgeschehen aufweist. Für spätere Generationen wurde die Vorstellung von Byzanz oft von den historisierenden Gedichten des in Großbritannien intensiv rezipierten K. Kavafis geprägt. Ein Kuriosum ist, daß die Inspirationsquelle einiger von E. Pounds Gedichten das so wenig poetische Eparchenbuch Leons VI. war.

Liz JAMES, „As the actress said to the bishop ...“ the portrayal of Byzantine women in English-language fiction (S. 237–249), bietet einen sehr anschaulichen Einblick in die Darstellung der byzantinischen Geschichte und Kultur, wie sie in den erstaunlich zahlreichen britischen Romanen mit Byzanzbezug seit dem Beginn des 19. Jh.s greifbar wird. Das besondere Augenmerk der Autorin gilt hierbei dem Image der byzantinischen Frau. Sofern es sich um historische Gestalten handelt, sind es vor allem Heilige (Pelagia) und Kaiserinnen (Theodora, Eirene, Eirene Dukaina), die in den Romanen auftreten. In britischen Augen sei für Byzanz bezeichnend gewesen, daß (verkommene, unmoralische) Frauen die höchste staatliche Macht ergreifen konnten. Theodora, die Frau Justinians, ist der Prototyp dieser Frau. Überaus treffend bemerkt James, daß durchaus auch seriöse Schriftsteller und Historiker zwar Bedenken bezüglich Prokops Glaubwürdigkeit äußern, dies sie jedoch nicht daran hindert, seine Ausführungen zu übernehmen. Der sexuell emanzipierten, machtbe-

wußten byzantinischen Kaiserin (nicht nur Theodora) tritt ein aufrichtiger, tapferer und starker Mann aus dem Norden (meist ein englischer Varäger) gegenüber, neben dem keiner der verweichlichten und intriganten byzantinischen Männer bestehen kann; in moralischer Hinsicht stellt dieser typische Brite, der sich auf der Suche nach einer verlorenen wahren Liebe befindet, aber auch die lüsterne byzantinische Frau in den Schatten.

Der inhaltsreiche Band gibt einen Einblick in die Wissenschaftsgeschichte der britischen Byzantinistik, aber auch in die vielfältige Wahrnehmung des Anders in Gestalt der byzantinischen Kultur. Nicht zuletzt wird deutlich, wie sehr Ergebnisse der Forschung deutlich von persönlichen Zugängen zum Wissenschaftsobjekt geprägt sind.

*Martin Hinterberger*

Λόγια και δημόδης γραμματεία του Ελληνικού μεσαίωνα. Αφιέρωμα στον Εύδοξο Θ. Τσολάκη. Πρακτικά Θ' επιστημονικής συνάντησης (11–13 Μαΐου 2000). Thessaloniki, Αριστοτέλειο Πανεπιστήμιο Θεσσαλονίκης, Φιλοσοφική Σχολή – Τμήμα Φιλολογίας, Τομέας Μεσαιωνικών και Νέων Ελληνικών Σπουδών 2002. 322 S.

Trotz der schlichten Aufmachung (gebundene Photokopien) enthält dieser Eudoxos Tsolakes gewidmete Band einige überaus interessante Beiträge. Vorangestellt sind zehn Grußworte, eine Bio- und Ergographie des Geehrten und ein Dankeswort.

Agne BASILIKOPULU, *Η Οικουμενική Ιστοριογραφία* (S. 63–78), betont den Weltgeschichtscharakter der byzantinischen Chronistik, deren Ursprung im multikulturellen Klima der hellenistischen Jahrhunderte liegt. Die Autorin geht darüber hinaus auf weitere Merkmale der allgemein als Weltchroniken bezeichneten Texte ein, wobei sie meiner Meinung nach bisweilen zu sehr verallgemeinert und einige griffige Aussagen in wenigen Texten (besonders Georgios Monachos wird überproportional herangezogen) auf die gesamte Textgruppe bezieht. Fraglich ist wohl auch, ob die Fortsetzer des Theophanes ebenfalls zur Chronistik zu zählen sind. Richtig ist sicherlich, daß die Bevorzugung einer einfacheren Sprachform und der universelle Charakter die Rezeption dieser Texte in andere Sprachen und Kulturen förderten. Daß aber auch bezüglich der Sprache von Chroniken nicht von einer allgemeinen „Einfachheit“ ausgegangen werden darf, zeigt sehr klar Maria AUGERINUS Aufsatz *Τα εικονικά στοιχεία στη Χρονική Σύνοψη του Κωνσταντίνου Μανασσή* (S. 173–192). Manasses' Werk zeichnet sich insbesondere durch die Verbindung von überaus rhetorischem Sprachgebrauch mit relativ einfachem, wenn auch trotzdem kunstvollem Aufbau aus (letzteren bezeichnet die Autorin als „volkstümlich“, vor allem aufgrund der Verwendung des 15-Silbers, was ich für nicht zutreffend oder zumindest mißverständlich halte; A. hat ausschließlich Volkslieder in 15-Silbern im Auge, ohne etwa die Hymnen des Symeon Neos Theologos in Betracht zu ziehen). Die Autorin weist auf den kumulativen und additiven Stil des Manasses hin, wobei dieser drei oder mehr sprachliche Elemente aneinanderreicht und damit oft zugleich eine Klimax erzielt. Besonderes Augenmerk legt A. auf den Gebrauch der Adjektive, der Metaphern und Vergleiche, d. h. derjenigen Elemente, die die sprachlichen Bilder transportieren. Der Aufsatz ist ein wichtiger Beitrag zur Erforschung der Sprachkunst des Manasses.

Gregorios PAPAGIANNES, *Παρατηρήσεις στο Κοντάκιο του Ρωμανού του Μελωδού „Εἰς τὴν πόρνην“* (S. 85–109), schlägt verschiedene Verbesserungen im Text des genannten Kontakion sowie in dem dazugehörigen Quellenapparat (Edition Grosdidier de Matons) vor; er geht

dabei dezenter vor als Tziatze-Papagianni im selben Band (siehe dazu weiter unten) und weist zurecht auf die technischen Hilfsmittel hin, die dem Textkritiker heutzutage zur Verfügung stehen. Insbesondere macht P. darauf aufmerksam, daß die Verse des Meloden oft von mehr als einem Schriftwort inspiriert sind. Die Erschließung der Inspirationsquellen trägt mitunter zu einem besseren Textverständnis bei und kann auch bei der Entscheidung für die eine oder andere Lesart hilfreich sein. Bei Romanos von der konsequenten Verwendung einer einzigen grammatikalischen Form, neben der auch Nebenformen oder Varianten existieren, auszugehen, halte ich angesichts des weitverbreiteten Phänomens der Polytypie in byzantinischen Texten, und insbesondere in metrischen Texten, für verfehlt; ebenso ist es müßig, die Akzentuierung von metrischen Texten, deren Rhythmus vom dynamischen Akzent bestimmt wird, nach der vermeintlichen mündlichen Realisierung zu korrigieren; man vergleiche dazu etwa die Usancen in Texten, die im 15-Silber abgefaßt sind: das Metrum bzw. das rhythmische Schema des Kontakions ließ ja keinen Zweifel an der Aussprache, während Akzente oft nach orthographischen Konventionen gesetzt werden. P. stellt abschließend die Hypothese auf, daß das besagte Kontakion für den Mittwoch der Karwoche vorgesehen war.

L. Westerink initiierte einst in Kooperation mit dem Verlag Teubner die Edition aller Werke des Michael Psellos mit Ausnahme der Chronographia. Nach dem Ableben des verdienstvollen Editors übergab sein Nachfolger J. Duffy das Dossier zur Todesliteratur des Psellos an Panagiotos A. AGAPETOS und Ioannes D. POLEMES, die ihr gemeinsames Projekt der Edition dieser 19 um den Tod eines Menschen kreisenden Texte auf den Seiten 139–160 vorstellen. Die beiden Autoren exemplifizieren anhand der Edition der Monodie auf den Bruder des Aktuarios Ioannes ihre Arbeitsmethode. Für jeden einzelnen Text werden die Überlieferungsträger gegeneinander abgewogen, ein Stemma erstellt und eine Leithandschrift festgelegt, deren Lesungen auch bei Gleichwertigkeit der übrigen Lesungen der Vorzug gegeben wird. Die Lösung eventueller Diskrepanzen, die sich in der Zusammenschau der Bewertungen der Handschriften für jeden einzelnen Text ergeben, behalten sich die Autoren für die Zukunft vor. Was die Gruppierung der 19 Texte betrifft, zöge ich angesichts der Tatsache, daß Psellos bewußt auf eine literarische Tradition und Theorie bezug nahm, eine Zusammenstellung nach literarischem Genos (Epitaphios, Monodie, Enkomion) derjenigen nach Stellung des Verstorbenen (Patriarch, kirchlicher Würdenträger, kaiserlicher Beamter, Verwandter des Autors) vor.

Ebenfalls ein gemeinsames Editionsprojekt stellen Theodora ANTONOPULU und Symeon PASCHALIDES, Ένα ανέκδοτο κείμενο της μεσοβυζαντινής αγιολογίας: Ο Βίος Χρυσοστόμου του Νικήτα Παφλαγόνος (S. 111–122), vor. In ihrem Beitrag veröffentlichen sie erste Vorarbeiten zur Ausgabe der Vita des Ioannes Chrysostomos von Niketas Paphlagon, eines der letzten drei noch unedierten Werke dieses produktivsten Verfassers hagiographischer Texte. Der Großteil dieser Texte sind Enkomien; Viten, wie diejenigen des Ignatios oder des Ioannes Chrysostomos stechen als Ausnahmen hervor. Der von den beiden Forschern vorgestellte Text hat besondere literaturwissenschaftliche Bedeutung, weil es sich um den einzigen (mir bekannten) Fall handelt, in dem ein Autor eine Vita verfaßte, nachdem er bereits ein Enkomion auf denselben Heiligen geschrieben hatte. Niketas Paphlagon unterscheidet also bewußt zwischen zwei Gattungen, die aufgrund ihrer Thematik so manche Gemeinsamkeiten aufweisen, sich in vieler Hinsicht überschneiden und für den Forscher oft nicht von einander zu trennen sind. Die bevorstehende Edition wird daher über viele Fragen Aufschluß geben.

In ihrem Beitrag Νικόλαος Καταφλόρον και Μιχαήλ Χωνιάτης, Οι σχέσεις δύο λογίων του 12ου αιώνα (S. 161–171) stellt Marina LUKAKE die Hypothese zur Diskussion, daß Michael

Choniates (ebenso wie Gregorios Antiochos) zum Schülerkreis um Nikolaos Kataphloron gehörte. Lukake stützt diese Hypothese auf verschiedene thematische Gemeinsamkeiten zwischen dem einzigen bisher bekannten Text des Kataphloron (das unedierte Enkomion auf den Gouverneur von Hellas, cod. Escorial 265 [Y II 10] ff. 324–337) und diversen Werken von Michael Choniates. Beide Autoren kommen hierbei sowohl auf den Niedergang Athens als auch auf das Elend der Bewohner der byzantinischen Provinz zu sprechen und beide üben heftige Kritik am zeitgenössischen Rhetorikbetrieb. Hierbei scheinen mir die starken sprachlichen Parallelen in den Texten über Athen noch am ehesten für eine (rein textliche?) Beeinflussung des Choniates durch Kataphloron zu sprechen, während die übrigen Indizien meiner Meinung nach in jeder Hinsicht zu schwach sind, um ein Naheverhältnis zu belegen.

Der erhaltene Briefwechsel zwischen Theodoros von Kyzikos und Konstantinos VII. wirft ein wenig Licht auf die Persönlichkeit des Kaisers und ist auch insofern von besonderem Interesse, als eine Reihe von Briefen des Kaisers unmittelbar auf jene des Metropoliten antworten; die Korrespondenz ist in dieser Hinsicht jedoch nicht einmalig<sup>1</sup>, wie Maria TZIATZE-PAPAGIANNE am Rande ihres Beitrages Η επιστολή αρ. 6 Darrouzès του Θεοδώρου Κυζίκου στον κωδ. Ω 126 της Μονής Μεγίστης Λαύρας (S. 123–138) erklärt. Die Autorin führt an verschiedenen Stellen der Edition vor, wie unverständlich der Text des 6. Briefes ist, um dies in der Folge jeweils auf Verlesungen des Editors zurückzuführen. Ebenso verfährt sie in einem jüngst erschienenen Artikel (*BZ* 2003), auf den sie hier vorverweist. *Eine* Veröffentlichung hätte wohl genügt, um zu zeigen, daß die Edition des verdienstvollen Gelehrten mangelhaft ist. Im zweiten Teil dieses Aufsatzes führt T. Quellen und Parallelen an, die Darrouzès falsch oder überhaupt nicht identifiziert hat. Wiederum ist m. E. mehr Respekt für das Werk von Darrouzès angebracht, zumal wenn man bedenkt, daß dank dem TLG und anderen Hilfsmitteln die Identifizierung von Zitaten heutzutage unvergleichlich leichter ist. Zum anderen stellt sich die Frage, was für einen Zweck es hat, Pindar als eventuelle Quelle für eine Besonderheit des Sprachgebrauchs Theodors anzuführen, wenn man nicht darauf eingeht, ob eine derartige Beeinflussung wahrscheinlich ist, oder welchen Sinn es hat, auf Parallelen bei Eustathios von Thessalonike und bei Nikephoros Gregoras hinzuweisen, die 200 bzw. 350 Jahre nach dem Verfasser des Briefes gelebt haben. Man darf der angekündigten Ausgabe aller Briefe des Theodoros von Kyzikos durch die Autorin daher mit Spannung entgegenblicken.

In dem Aufsatz von S. MAUROMATE-KATSUGIANNOPULU, *Μία εκ νέου προσέγγιση δύο γνωστών επιστολικών χειμένων του 12ου αιώνα περί αστρολογίας* (S. 193–210), geht es ebenfalls um zwei aufeinander bezug nehmende Briefe, und zwar um den Briefwechsel zwischen Manuel I. Komnenos und Michael Glykas, in dem der Kaiser die Sterndeutung zu rechtfertigen versucht. Die soziokulturellen und historischen Hintergründe dazu sind bereits hinlänglich behandelt worden. Die Autorin unternimmt dagegen eine philologische Untersuchung der beiden Texte und gelangt zu dem Ergebnis, daß aus Glykas' Brief aufgrund der direkten Bezugnahme auf den kaiserlichen Brief hervorgeht, daß der ursprüngliche Brief umfangreicher gewesen sein muß, und daß ersterer daher wichtige Hinweise für die Textkonstitution des zweiten gibt.

Zwischen 1392 und 1394 hielt Manuel II. Palaiologos in Form von 26 Dialogen den Inhalt eines Gesprächs fest, das er selbst Ende 1391 mit einem muslimischen Gelehrten

<sup>1</sup> Vgl. A. CONSTANTINIDES-HERO, *A Woman's Quest of Spiritual Guidance: The Correspondence of Princess Irene Eulogia Choumnaina Palaiologina*. Brookline 1986.

geführt hatte. Athanasios ANGELU (Ὁ Μανουήλ Β΄ Παλαιολόγος καί τό Ἰσλάμ, S. 211–222) untersucht die Argumentation des Kaisers in den drei Dialogen über die muslimischen Paradiesesvorstellungen, über die Frage der Vernunftbegabtheit der Tiere und über den Niedergang des byzantinischen Reiches. A. zeigt, wie Manuel versucht, zum Teil brennend aktuellen Fragen der Zeit mit den Regeln der Logik zu begegnen.

Basileios I. TSIOTRAS ediert eine anonyme geographische Notiz über die Klimata und untersucht deren Quellen (Symeon Seth und Klaudios Ptolemaios) (Ἐνα σημεῖωμα „Περὶ τῶν ἑπτὰ κλιμάτων“ ἀπὸ τα χειρόγραφα τῆς Γεωγραφικῆς ὑψηγῆσεως τοῦ Κλαυδίου Πτολεμαίου [15ος–16ος α.], S. 223–232). Christos THEODORIDES (Τὸ Λεξικὸ τοῦ Ἰουχίου καὶ οἱ Ἑλληνιστικοὶ ποιητές, S. 79–83) schlägt einige Verbesserungen zu jüngsten Interpretationen von drei Hesyeh-Glossen vor.

Basiles KATSAROS' Ἦνα ἀκριτικὸ τραγοῦδι σὲ χειρόγραφο τοῦ 16ου αἰ. καὶ τὸ πρόβλημα τῆς ἐμφάνισης τοῦ διστιχίου στὸ βυζαντινὸ δημοτικὸ τραγοῦδι (S. 241–268) besteht aus zwei voneinander relativ unabhängigen Teilen. K. stellt einerseits ein im Cod. 263 des I. Duǰev Zentrums überliefertes Akritenlied über die Liebesprobe vor. Im Anschluß daran untersucht er ausgehend von dem anläßlich der Hochzeit von Ioannes Batatzes mit Konstanze von Hohenstaufen verfaßten Gedicht des Nikolaos Eirenikos die Bedeutung des distichischen Refrains (κατάλεγμα) für die Entwicklung des Volksliedes.

Hans EIDENEIER beschäftigt sich seit vielen Jahren mit der spätbyzantinischen /frühneugriechischen Prosa. In H „πεξῆ φράσει“ Διήγησις τῶν τετραπόδων ζώων (S. 269–277) greift er ein altes Problem betreffend den Titel einer der sogenannten Tiersatiren auf und argumentiert dafür, daß das Wort παιδιόφραστος lediglich eine Schreibvariante von πεξόφραστος ist. Auf jeden Fall ist damit eine Erzählung in leicht verständlicher Sprache gemeint. Manoles PARATHOMOPULOS, H *editio Princeps* του Πολέμου τῆς Τρωάδος: ἀπολογία γιὰ ἓνα „ἀκόμη ἀνέκδοτο“ κείμενο (S. 233–240) rechtfertigt das editorische Vorgehen in der von ihm gemeinsam mit E. Jeffreys veranstalteten Ausgabe des umfangreichen Werkes, in erster Linie gegenüber der von H. Eideneier geäußerten Kritik.

Giorgos KECHAGIOGLU (Για μιαν ἀνθολογία τοῦ ἀφηγηματικῆς γραπτῆς λόγου ὡς το 1669, S. 279–299) stellt die inzwischen erschienene Anthologie (Πεξογραφικὴ Ἀνθολογία: Ἀφηγηματικὸς γραπτὸς νεοελληνικὸς λόγος, Τόμος Α' Ἀπὸ τα τέλη τοῦ Βυζαντίου ὡς τῆ Γαλλικῆς Ἐπανάστασις. Ἰνστιτούτο Νεοελληνικῶν Σπουδῶν [Ἰδρυμα Μανώλη Τριανταφυλλίδη], Ἀριστοτέλειο Πανεπιστήμιο Θεσσαλονίκης, Thessalonike 2003. ISBN 960-231-091-X) vor, die in verschiedener Hinsicht auch für den Byzantinisten Interessantes enthält, da der Herausgeber darin nicht nur die üblichen Tiersatiren oder die zypriotischen Chroniken, sondern auch Autoren wie Georgios Sphrantzes berücksichtigt und darüber hinaus eine Menge neugriechische Umarbeitungen von byzantinischen Werken (Heiligenviten etc.) aufgenommen hat.

Der abschließende Beitrag von Ch.-D. GUNELAS, Η μεσαιωνικὴ παρακαταθήκη στὴν ποίηση τοῦ Ελύτη: Ἀπὸ τα „μικρὰ μυστήρια“ τοῦ Ἀριστοτέλη στα „μεγὰλα μυστήρια“ τοῦ Πλάτωνα (S. 301–319), verbindet die beiden Bereiche, aus denen das die Tagung veranstaltende Institut besteht, und spürt dem mittelalterlichen Erbe in der Dichtung von Odysseas Elytes nach.

*Martin Hinterberger*

Andreas ΓΚΥΤΖΙΟΥΚΟΣΤΑΣ, Ο θεσμός του κοιαιίστωρα του ιερού παλατίου: Η γένεση, οι αρμοδιότητες και η εξέλιξη του (*Εταιρεία Βυζαντινών Ερευνών* 18). Thessaloniki, Εκδόσεις Βάνιας 2001. 155 S.

Die aus einer Diplomarbeit im Rahmen des μεταπτυχιακό πρόγραμμα bei Alkmene Stauridu-Zaphraka an der Universität Thessalonike entstandene Monographie behandelt die Geschichte des Amtes des byzantinischen Quaestors (byzantinisch zumeist κοιαιίστωρ oder κοιαιίστωρ transliteriert) von den (nicht ganz geklärten) Anfängen im Zuge der diokletianisch-konstantinischen Reformen bis 1204, wonach es nur als Titel weiterlebte. Die griechische Arbeit hat ein – sehr kurzes – englisches Resümee.

Mit vollem Recht wird das neue Amt deutlich von den – allerdings gleichnamigen – römischen Quaestoren abgesetzt, denn dabei hatte es sich um eher niedrige Beamte gehandelt – junge Männer hatten damit ihre senatorische Laufbahn begonnen.

Die ersten greifbaren *quaestores (sacri palatii)* dürften um die Mitte des 5. Jh. eher diplomatische Missionen ausgeführt bzw. bei der kaiserlichen Repräsentation und systemstabilisierenden Propaganda eine Rolle gespielt haben; insofern auch ein Caesar vom Kaiser einen Quaestor zugeteilt erhielt, kamen diesem offenbar gewisse Kontrollaufgaben zu.

In der *notitia dignitatum* (der Hauptteil und die Miniaturen stammen aus dem Jahr 408) erscheint der *vir illustris quaestor* an der 12. Position der höchsten Funktionäre und bezüglich der Aufgaben heißt es lapidar: *Leges dictandae. Preces*. Der Quaestor war also verantwortlich für die stilistische Ausformulierung der Gesetze (nicht unbedingt auch für den Inhalt, den ja der Kaiser vorgab), und andererseits auch für die Behandlung der „Bittschriften“, primär im Sinne von *rescripta* (diese Aufgaben, besonders wenn es sich um längere *epistulae* handelte, teilte er sich allerdings mit anderen). Ferner wird hier festgehalten, dass er (noch) über kein eigenes *officium* verfügte, jedoch *adiutores* aus verschiedenen *scrinia* anfordern konnte. Aus dieser Quelle stammt auch das Umschlagbild des Bandes; leider ist es aus der Oxforder Handschrift genommen, aus dem besseren 2. Set der Münchner Handschrift kann man klar erkennen, dass der Hintergrund ursprünglich nicht zwischen rot und rosa schwankte, sondern bräunlich war, was auf ursprüngliches Purpurpergament schließen lässt.

Ab dem Ende des 4. Jh. kamen vor allem Juristen auf diesen Posten, und der Quaestor wurde spätestens damals in die Appellationsgerichtsbarkeit eingebunden. Um das 6. Jh. erlebte der Quaestor eine Ausweitung seiner Agenden, da er nicht nur an der Kompilation der Gesetzescodices teilnahm, sondern in der Kaiserkanzlei auch die Rekognition der kaiserlichen Dokumente übernahm (welche Aufgaben er jedoch um die Mitte des 9. Jh. an den ἐπί τοῦ κανιζλείου abgeben musste). Die Formulierung der Gesetze ging im 10. Jh. an den πρωταρχοῦς über. Auf dem Höhepunkt der mittelbyzantinischen Zeit (9.–12. Jh.) war der Quaestor einer der höchsten Richter des Reiches; häufig wurde er im Zusammenhang mit Testamenten aktiv, nicht zuletzt bei der Untersuchung der Echtheit von Urkunden; auch im Familienrecht kam ihm eine wichtige Rolle zu. Über sein Büro in dieser Zeit unterrichtet uns Philotheos.

Justinian erneuerte das Amt eines Quaestors, der sich vor allem um die Provinzialen kümmern sollte, die in Rechtsangelegenheiten in die Hauptstadt kamen; diese Agenden übernahm später der Quaestor ebenfalls.

Nur in einer Fußnote erwähnt der Autor den – eher kurzlebigen – *quaestor Iustinianus exercitus* (S. 99, A. 282), der mit obigem Quaestor ohnehin nur wenig gemein hat. Am ehesten dürfte es sich um einen kaiserlichen Kommissär gehandelt haben, der die byzantinische Armee an der unteren Donau mit Nachschub aus bestimmten Provinzen (Karien, Zypern, Kykladen) versorgen sollte.

Werner Seibt

Judith HERRIN, *Women in Purple. Rulers of Medieval Byzantium*. London, Weidenfeld & Nicolson 2001. XVI, 304 S., 8 Farbtaf. ISBN 0-297-64334-7.

Das Buch ist gegliedert in eine Einleitung, ein einführendes Kapitel zum historischen Hintergrund, drei Kapitel zu den behandelten Kaiserinnen (Irene, Euphrosyne, Theodora) sowie eine abschließende Zusammenfassung. Beigegeben sind ein Familienstammbaum und 4 Karten, die Arbeit ist durch einen Index erschlossen. Wie jetzt in vergleichbaren Büchern üblich, befinden sich getrennt vom Text im hinteren Teil des Buches unter der Überschrift "Sources and Notes" ein Verzeichnis der Abkürzungen (leider keine Bibliographie) und jeweils zu den einzelnen Kapiteln eine Beschreibung der wichtigsten Quellen und die Fußnoten. Dies ist für das wissenschaftlich interessierte Publikum zwar immer ärgerlich, trägt aber wohl doch dazu bei, daß sich allgemein historisch interessierte Menschen eher diesem Buch zuwenden, als wenn schon das äußere Erscheinungsbild den Eindruck vermittelt: Für interessierte Laien Zutritt unerwünscht.

Der interessante Zugang zur Zeit des Ikonoklasmus oder vielmehr zur Einführung der Bilderverehrung, den dieses Buch eröffnet, wird den Leserinnen und Lesern in der Einführung (Introduction, S. 1–8) verdeutlicht. Die Autorin stellt die beiden Kaiserinnen Irene und Theodora in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung, außerdem – als Enkeltochter der Irene und Schwiegermutter von Theodora das Bindeglied zwischen beiden – Euphrosyne, deren Rolle bislang weder von den Zeitgenossen noch von den modernen Historikern angemessen gewürdigt wurde (Introduction, S. 3). Man erfährt einiges über den Blickwinkel, unter dem dieses Buch geschrieben ist, über die Vorgängerinnen dieser Kaiserinnen, über die Möglichkeiten, die sich Frauen im Kaiserhaus in Byzanz bieten können, und wie diese Frauen von den Zeitgenossen beurteilt wurden.

Das erste Kapitel (Constantinople and the world of Byzantium, S. 9–50) klärt übersichtlich gegliedert durch Zwischenüberschriften (die auch die folgenden Kapitel strukturieren und die man sich vielleicht auch im Inhaltsverzeichnis zu finden gewünscht hätte) die wesentlichen Voraussetzungen, die zum Verständnis der Zeit der Kaiserin Irene in Konstantinopel relevant sind. Es handelt sich teilweise um bedeutende historische Abläufe, aber auch um grundsätzliche Elemente der Byzantinischen Welt, deren Kenntnis unabdingbar ist, wenn man den Versuch unternehmen will, diese den Durchschnittsrezipienten doch immer noch recht fremde Welt verständlich zu machen.

Das Kapitel über Irene (Irene: the unknown empress from Athens, S. 51–129) beginnt mit ihrer Ankunft in Konstantinopel als Braut Kaiser Leons IV. im Jahre 769, eingeschoben sind Abschnitte über ihre Herkunft und Familie. Auch in den Abschnitten über die Zeit, als Leon IV. noch am Leben und regierender Kaiser war, steht Irene im Mittelpunkt der Darstellung. Es wird im wesentlichen berichtet, wie ihr Leben ausgesehen haben mag, Leon IV. ist nur ein Abschnitt über sein Verhältnis zur Ikonenverehrung gewidmet. Die Regierungszeit Irenes ist in meist chronologische Abschnitte unterteilt, in einigen Teilen wird ihr Verhältnis zu ihrem Sohn und zu den Eunuchen explizit thematisiert. Alle wesentlichen Umstände und Ereignisse ihrer Regierungszeit einschließlich der Krönung Karls des Großen sind behandelt, wobei die Einführung der Ikonenverehrung und das Verhältnis zum Westen im Zentrum stehen.

Im Kapitel über Euphrosyne (Euphrosyne: a princess born in the purple, S. 130–184) wird die bereits von der Autorin benannte (Introduction, S. 3) Schwierigkeit offenbar, nämlich der Umstand, daß die erhaltenen Nachrichten über Euphrosyne doch eher spärlich sind. Das wird nicht nur daran deutlich, daß dieses Kapitel kürzer ist als jene über Irene und

Theodora, sondern vor allem dadurch, daß im Kapitel über Euphrosyne eigentlich nur selten wirklich von ihr die Rede ist. Es beginnt mit einer Beschreibung der Hochzeit der Maria von Amnia, Euphrosynes Mutter, und der in diesem Zusammenhang überlieferten Brautschau. Zwei relativ kurze Abschnitte widmen sich dann wieder Euphrosynes Geburt und Kindheit, ehe wiederum Maria, diesmal ihr Leben als Nonne, in den Vordergrund tritt und zur Erläuterung Allgemeines zum religiösen Leben von Frauen im 8. Jahrhundert gesagt wird. Nach einem wiederum kurzen Abschnitt zu Euphrosynes Erziehung folgen Abschnitte über die seit Irene bis zur Heirat von Euphrosyne mit Michael II. regierenden Kaiser. An die Beschreibung der Umstände, die zu ihrer Hochzeit führten, schließen sich mehrere Abschnitte über ihr Wirken als Kaiserin, gefolgt von Bemerkungen zu dem Verhältnis von Michael II. einerseits und Euphrosyne bzw. den Frauen andererseits zur Verehrung von Ikonen. Nach dem Tod Michaels II. ist die Thronbesteigung des Theophilos und die für ihn von Euphrosyne veranstaltete Brautschau Thema. Die letzten Abschnitte befassen sich noch einmal direkt mit Euphrosyne, ihrem Rückzug vom Hofgeschehen, ihrer Unterstützung der Ikonenverehrung und schließlich ihrem Tod. Der oben erwähnte Eindruck, daß man nichts oder nur wenig über Euphrosyne erfährt, täuscht jedoch: In nahezu jedem der Abschnitte setzt die Verfasserin die Schwerpunkte so, daß man letztlich doch von Euphrosyne und ihrem Umfeld ein deutlich klareres Bild gewinnt. Hervorzuheben ist die These der Autorin, daß Euphrosyne mehr als Theoktiste, die Mutter Theodoras, für das Weitergeben der Ikonenverehrung an die nächste Generation verantwortlich zu machen ist (S. 178–182).

Das Kapitel über Theodora (*Theodora: the Paphlagonian bride*, S. 185–239) beginnt mit einer Beschreibung von Paphlagonien, wo sie herkommt. Daran schließen sich Ausführungen zu Theodoras Familie, ihrer Erziehung und der im Kapitel über Euphrosyne bereits behandelten Brautschau, die sie nach Konstantinopel gebracht hat. Auf eine Beschreibung ihrer ersten Jahre als Kaiserin (wesentlich gekennzeichnet durch zahlreiche Geburten) folgt die Schilderung der Haltung des Theophilos zur Ikonenverehrung. Nach einem kurzen Abschnitt zu den letzten Jahren des Kaisers Theophilos nehmen die Wiedereinführung der Ikonenverehrung und die Rehabilitation des Theophilos breiten Raum ein. Der letzte Teil des Kapitels beschreibt zunächst ihre Regentschaft für Michael III., dann ihren Rückzug und die Ermordung des Theoktistos und schließlich die Umstände der Ermordung des Bardas und Michaels III. sowie den Tod von Theodora selbst.

Die Zusammenfassung (*Conclusion*, S. 240–257) zieht Bilanz zunächst zu der Frage, wie die drei Kaiserinnen aus dem festgelegten Rollenschema ausbrechen konnten. Drei Gründe nennt uns die Autorin: Erstens die Wertschätzung für die Gottesmutter Maria; zweitens die Übernahme des Prinzips dynastischer Herrschaftssicherung, und drittens die Strukturen des byzantinischen Hofes, die es zum Beispiel durch die Institution der Eunuchen erlaubten, Männer für die eigenen Zwecke zu gewinnen, ohne fürchten zu müssen, daß diese gleich nach der Kaiserwürde streben würden. Unterstützt wurde dies durch das byzantinische Machtverständnis und durch eine gewisse Flexibilität des Systems, die Personen (und damit eben auch der Kaiserin) die Möglichkeit bot, Amt und Würde in Grenzen individuell zu gestalten. Zum Schluß werden die Auswirkungen noch einmal zusammengefaßt, die die Veränderungen insgesamt für das Byzantinische Reich gehabt haben.

Man könnte jetzt in das übliche Klagegedicht ausbrechen, daß zu wenig oder die falsche Literatur zitiert wurde, daß die Fußnoten nicht unter dem Text, sondern am Ende des Buches zu finden sind und daß man dort nicht immer das findet, was man zu finden hoffte, oder man könnte anfangen, Einzelheiten zu bemängeln, wo ein Teil der Forschung die Fakten anders rekonstruiert hat – auch die Rezensentin ist in einigen Dingen anderer An-

sicht. Möglicherweise problematisch (vor allem im Fall der Euphrosyne) mag auch das Vorgehen sein, sämtliche auch nur entfernt auf die Protagonistinnen zu beziehenden Nachrichten so zu behandeln, als sei diese Zuschreibung nahezu gesichert, oder sie auch dort als handelnde Personen zu beschreiben, wo sie vielleicht eher passiv waren. Es war jedoch Anliegen der Autorin, uns eine Vorstellung davon zu vermitteln, wie sich das Leben der Kaiserinnen und die Ereignisse abgespielt haben können. So ist es jedenfalls gelungen, ein Bild der Entwicklungen dieser Zeit ganz wesentlich aus der Perspektive der betroffenen Frauen zu entwerfen. Das gilt auch für diejenigen Abschnitte, die eigentlich eher Allgemeines behandeln, wo gar nicht unbedingt die jeweilige Kaiserin im Zentrum der Betrachtungen zu stehen scheint. Mit einem Augenzwinkern sei hier angemerkt, daß diese weibliche Perspektive eine angenehme Abwechslung zur oft nicht minder subjektiven Rekonstruktion von Schlachten und Kriegszügen ist.

Es wird recht plausibel ein Eindruck davon vermittelt, daß und wie in der Zeit zwischen der Einführung und der Wiedereinführung der Ikonenverehrung eine parallele Kontinuität der Ikonenverehrung durch weibliche Mitglieder des Kaiserhauses erfolgreich bewahrt werden konnte. Man mag zu Einzellern auch hier stehen, wie man will, aber es ist schließlich nicht zu leugnen, daß erstens diese Tradition letzten Endes Bestand hatte und daß zweitens die Kaiserinnen auf die eine oder andere Art und Weise maßgeblich daran beteiligt waren. Was in jedem Falle bleibt, ist ein lesenswertes Buch, das eine interessante und bedenkenswerte Sicht auf eine Zeit eröffnet, über die wir immer noch über viel zu wenig gesichertes Wissen verfügen, so daß wir für alles, was die Erkenntnis bereichern kann, dankbar sein müssen. Insofern ist es nicht nur für die interessierten Laien ein Gewinn, wie man meinen könnte, sondern auch für die Fachwelt, nicht weil es wirklich neue Fakten brächte, sondern weil es die bekannten in mancher Hinsicht ungewohnt zusammenstellt und damit den Blick für andere, neue Zusammenhänge schärft.

*Claudia Ludwig*

Prosopographie der mittelbyzantinischen Zeit. Erste Abteilung (641–867). 4. Band: Platon (Nr.6266) – Theophylaktos (Nr.8345). 5. Band: Theophylaktos (Nr.8346) – az-Zubair (Nr.8675). Anonymi (Nr.10001–Nr.12149). 6. Band: Abkürzungen, Addenda und Indices. Nach Vorarbeiten F. WINKELMANNS erstellt von Ralph-Johannes LILIE, Claudia LUDWIG, Thomas PRATSCH, Ilse ROCHOW, Beate ZIELKE unter Mitarbeit von W. BRANDES, J.R. MARTINDALE. Berlin–New York, de Gruyter 2001. 687; 685; VII, 445 S. ISBN 3-11-016674-7; 3-11-016675-5; 3-11-017456-1.

Mit dem Erscheinen des 6. und letzten Bandes der ersten Abteilung des prosopographischen Lexikons der mittelbyzantinischen Zeit (641–867) liegt dieses überaus wichtige Hilfsmittel nunmehr abgeschlossen vor und erschließt sich seinem Benutzerkreis in seiner ganzen Materialfülle. Ganz wesentlich tragen hierzu die ausgezeichneten Indices (Bd. 6, S. 143–445) bei, die Namensvarianten, Familien- und Beinamen, Quellen, Titel und Berufe sowie geographische und topographische Namen erfassen. Wie auch andere enzyklopädisch ausgerichtete Unternehmungen der byzantinistischen Grundlagenforschung im Bereich der Lexik, der historischen Geographie und des kaiserlichen Urkundenwesens steht natürlich auch das gedruckte Endresultat der ersten Abteilung der PMBZ stets offen für Korrekturen und Ergänzungen im Detail, die sich teils aus neuen Forschungsergebnissen und teils aus neu

entdeckten bzw. sehr entlegenen Quellenzeugnissen ergeben. Hier kommt nicht zuletzt der kreativen Auseinandersetzung mit den gesammelten Fakten seitens der Leserschaft eine bedeutende Rolle zu. Dies zeigt sich bereits in der ansehnlichen Menge an Addenda und Corrigenda, welche die Bearbeiter dem sechsten Band noch hinzufügen konnten (S. 85–134) und die neben der Überarbeitungstätigkeit der Projektmitarbeiter auch auf den Ansichten der bislang zur PMBZ erschienenen Rezensionen beruhen. Es ist also bereits zum gegenwärtigen Zeitpunkt abzusehen, dass das neue Lexikon dort, wo noch keine endgültigen Lösungen geboten werden konnten, wichtige Impulse zu prosopographischen Detailstudien bietet. Gleichzeitig ist natürlich klar, dass der wissenschaftliche Wert der PMBZ weit über die Prosopographie im engeren Sinne hinausgeht. Die zunehmende Beschränkung der Finanzmittel und die forschungspolitische Umorientierung der letzten Jahre auf Kurzzeitprojekte und angeblich trendverdächtige Themenschwerpunkte machen es ja immer unwahrscheinlicher, dass die Byzantinistik je über Hilfsmittel verfügen wird, die in der mediävistischen Nachbarwissenschaft schon längst alltägliche Arbeitsinstrumente sind. Man denke etwa an die *Regesta Imperii*, die Diplomata-Reihe der MGH und dergleichen. Somit ist es umso erfreulicher, dass die PMBZ für diese Lücken einen keineswegs geringer zu schätzenden Ersatz zu bieten vermag, der etwa für sozial- und verwaltungsgeschichtliche Studien aller Art, aber natürlich auch für die gerade im 7. und 8. Jahrhundert oft so unsichere Chronologie wichtige Hilfestellungen und einen bequemen Überblick über alle verfügbaren Quellen gewährt. Aus dem persönlichen Erfahrungsbereich des Rezensenten sei mit Nachdruck auf den hohen Wert hingewiesen, den das Lexikon für transkulturelle Studien, sei es über die Kontakte von Byzanz zum Westen oder zum Orient oder zu den slawischen Völkern, beanspruchen kann. Dadurch, dass die PMBZ sämtliche Nachrichten über Byzantiner in fremdsprachigen Quellen, aber auch alle Nicht-Byzantiner in griechischen Quellen und mitunter sogar Fremde, die nur in anderssprachigen Texten belegt sind und sich für einen begrenzten Zeitraum in Byzanz aufhielten, berücksichtigt, verfügen wir erstmals über einen Überblick über alle diejenigen Personen, die in dem ausgewerteten Zeitraum als Grenzgänger auftraten und aufgrund dieser Eigenschaft das menschliche Potential der Kulturvermittlung repräsentieren. Damit die kultur- und mentalitätsspezifischen Haltungen einer Gemeinschaft grenzüberschreitende Wirkung entfalten und außerhalb ihres Ursprungsbereiches integriert werden können, bedarf es immer auch eines Personenkreises, der Übermittlungs- und Rezeptionsprozesse in Gang zu bringen vermochte. Dies können imposante Herrschergestalten und militärische Führer ebenso sein wie Gesandte, Gelehrte, Kaufleute, Überläufer und Kriegsgefangene, also kurz ein Heer von Rang- und/oder Namenlosen, die allein durch ihre Präsenz auf der Gegenseite die Ausformung bestimmter Wahrnehmungsweisen bewirkt und umgekehrt fremde Ideen und Kulturgüter in ihre Heimat zurückgebracht haben.

In Fortsetzung einer früheren Besprechung des Rezensenten zu den Bänden 1–3 (JÖB 51 [2001] 430–433) sei auch hier wieder eine Auswahl aus den *Orientalia* bzw. *Arabica* getroffen, die im Folgenden etwas näher kommentiert werden sollen:

Plutarchos (# 6302): ein kräftigeres Argument als das allgemein zu konstatierende Weiterbestehen kirchlichen Lebens auf Zypern nach den arabischen Überfällen wäre vor allem der Parallelfall des Bischofs Ioannes von Soloi (# 2786), der infolge der Zerstörungen durch die Araber umfangreiche Wiederaufbauarbeiten an der örtlichen Basilika unternahm.

Prokopios (# 6354): die bei Michael Syros und Bar Hebraeus belegte Namensform *Ptolomaeus* stellt keine Verballhornung von Prokopios dar; vielmehr handelt es sich ebenso wie im Fall des bei Agapios belegten Manuel um eine Verwechslung mit einem anderen

byzantinischen Würdenträger, der um 638 als ein von Kaiser Herakleios ernannter Statthalter der Osrhoene belegt ist. Vgl. dazu Art. Ptolemaeus 7. *PLRE* IIIB 1070; R. G. HOYLAND, *Seeing Islam as others saw it*. Princeton 1997, 587, 639; A. BEIHAMMER, *Nachrichten zum byzantinischen Urkundenwesen in arabischen Quellen (565–811)*. Bonn 2000, Reg. 163.

Die Variante „Prophylaktos“ (Eutyeh. Alex.) für den Patriarchen Theophylaktos von Antiocheia (# 8274) ist lediglich eine Verlesung in der handschriftlichen Überlieferung, die aufgrund der großen Ähnlichkeit im arabischen Buchstabenbestand sehr leicht zu erklären ist: *b-r-filaqta* und *t-w-filaqta*. Vgl. hierzu die Edition von L. CHEIKHO, *Eutyehii Patriarchae Alexandrini Annales (CSCO, Script. Arab. III 7)*. Beirut–Paris 1909, S. 49 mit Anm. 1.

Šāḥib al-Usūl (# 6482): gemeint ist wohl *šāḥib al-ustūl* „der Flottenkommandant“. Auf jeden Fall handelt es sich aber um die Bezeichnung einer militärischen Funktion, nicht um einen Eigennamen. Die Person ist somit in die Kategorie der Anonymi einzuordnen.

Šāliḥ ibn ʿAlī (# 6488): Nach aṭ-Ṭabarī (ed. IBRAHIM, Bd. VII 459–460, 465, 467, 473, 496–497, 499, 500, 511) gestaltete sich der *cursus honorum* dieses Würdenträgers so, dass er 133 a. h. (750/1) in Nordsyrien, im Jahr darauf (751/2) in Palästina und ab 136 a. h. (753/4) in Ägypten die Statthalterschaft bekleidete, bis er 757/8 nach Nordsyrien zurückversetzt wurde. Die mit Σαλίḥ in Zusammenhang stehenden Nachrichten im Text des Theophanes (430, 2–13 DE BOOR) zu 6248 (= 755/6) (antichristliche Maßnahmen, abgebrochener Feldzug nach Kappadokien) scheinen weniger auf einer Verwechslung mit anderen Personen zu beruhen als vor allem Probleme chronologischer Natur zu beinhalten: Auch aṭ-Ṭabarī (VIII 27 IBRAHIM) belegt den abgebrochenen Feldzug des Šāliḥ, datiert diesen aber ins Jahr 147 a. h. (765/6). Entgegen der aus Theophanes (445, 1 DE BOOR) zu erschließenden Datierung 768/9 für das Ableben des Šāliḥ weilt er nach aṭ-Ṭabarī (VIII 85 IBRAHIM) im Jahre 158 a. h. (774/5) noch unter den Lebenden. Offenbar subsumierte Theophanes unter dem Jahr 6248 Ereignisse, die zu unterschiedlicher Zeit stattgefunden haben.

Surḥūn (# 6679): der Vollständigkeit halber sollte hier wohl auch der Name des arabischen Gesandten – Naṣr ibn al-Azhar aš-Šīṭī – dessen Bericht aṭ-Ṭabarī (IX 219–221 IBRAHIM) zitiert und dem wir somit unser Wissen von der Existenz des Dolmetschers verdanken, nicht unerwähnt bleiben. Außerdem kommt Naṣr als Verfasser eines interessanten Gesandtschaftsberichts über den Kaiserhof eine besondere Bedeutung als Kulturmittler zu.

(Shabib) Šabīb ibn Yazīd (# 6700): aus Gründen der Einheitlichkeit wäre es wohl sinnvoll, unterschiedliche Transkriptionsformen der Sekundärliteratur von vornherein zu vereinheitlichen und nicht in der alphabetischen Auflistung gesondert zu berücksichtigen. Entgegen der etwas irreführenden Definition der *Hāriḡites* („Protestbewegung gegen die Herrschaft der omajjadischen Kalifen“) vgl. besser G. LEVI DELLA VIDA, Art. *Khāridjites*. *EP* IV 1074–1077. Die Chronik v. 1234 verwendet die ältere Selbstbezeichnung der Gruppierung *al Harūrīya* nach dem Dorf *Ḥarūrāʿ*. Auch nach aṭ-Ṭabarī (VI 279–282 IBRAHIM) bzw. dessen Gewährsmann Abū Miḥnaf ereignet sich der tödliche Unfall des Šabīb im Laufe der Kampfhandlungen mit Sufyān ibn al-Abrad. Die christlichen Quellen verkürzen den Ereignisverlauf zu einer Ermordung der Person durch ihren Widersacher.

Soldanos (# 6833): Wie schon VASILIEV, Arabes 264, Anm. 2, bemerkt, wäre die Annahme eines Sultans-Titels ein anachronistischer Vorgriff auf das seldschukische Milieu des 11. Jahrhunderts. Weiter ist anzumerken, dass die Form *σολδανός* auch nur in den Berichten über den Emir von Bari belegt ist, während für die echten Sultane des 11. Jahrhunderts Formen wie *σουλτάν* oder *σουλτάνος* verwendet werden. Anstatt vieler vgl. Michael Psellos,

Chronographia VII 63, 6 ed. S. IMPELLIZZERI und Anna Komnene I, 2, 2: 13, 72 ed. D. R. REINSCH.

Sulaimān (# 7158), Sulaimān ibn ʿAbdalmalik (# 7159) und Sulaimān ibn Muʿāḍ (# 7160): Die Frage der möglichen Identität bzw. Verwechslung des Kalifen und des Flottenkommandanten wird erneut ausführlich behandelt und im Sinne seiner älteren These beantwortet von P. SPECK, Kaiser Leon III., Die Geschichtswerke des Nikephoros und des Theophanes und der Liber Pontificalis. Teil I: Die Anfänge der Regierung Leons III. (ΠΟΙΚΙΛΑ ΒΥΖΑΝΤΙΝΑ 19). Bonn 2002, 234 mit Anm. 593, 243–244, 273 mit Anm. 729–731, diesmal auch mit eingehender Diskussion der arabischen Quellen, S. 338–340, 343–344, 368–369. Eine stichfeste Aufklärung des historischen Sachverhalts ist aufgrund der Tatsache, dass die Berichte in der byzantinischen und islamischen Überlieferung unter völlig verschiedenen Gesichtspunkten literarisch ausgestaltet wurden, einfach nicht mehr möglich. Man wird freilich nicht umhin können, die in den griechischen Quellen zu konstatierende Überzeugung von der Anwesenheit des Kalifen Sulaymān einerseits und die starke Rechtfertigungstendenz in den arabischen Berichten andererseits in der Diskussion ernsthaft zu berücksichtigen. Im Falle von # 7160 ist bezüglich des Zusatzes ibn Muʿāḍ auf Agapios 501 als dessen Urheber zu verweisen.

Ṭābit b. Nuʿaym (# 7223): Theophanes (421, 17–20 DE BOOR) und aṭ-Ṭabarī (VII 315 IBRAHIM) datieren mit einer Differenz von einem Jahr: 6236 (743/4) und 127 a. h. (744 Oktober 13–745 Oktober 2).

Tarasios (# 7234): Für al-Ḥaṭīb lies hier und an anderen Stellen al-Ḥaṭīb (es handelt sich um einen hochgebildeten Prediger, nicht um einen „Holzfäller“, wie die Wurzel *ḥ-t-b* nahe legen würde!). Der Gesandte Tarasios gehört offenbar in einen umfangreicheren Kreis von Legenden, die Baumaßnahmen in der neuen Hauptstadt des abbasidischen Kalifats mit Ratschlägen byzantinischer Gesandter verbinden: vgl. eine ähnliche Episode bezüglich der Märkte in der Vorstadt al-Karḥ bei BEHAMMER, Nachrichten, Reg. 343 (Selbstkritik ühend gesteht der Rezensent gerne ein, den vorliegenden Tarasios übersehen zu haben).

Tessarakontapechys (# 7251): Der Vollständigkeit halber sollte hier auch Specks These (Ich bin's nicht 50–54) angeführt werden, dass sich hinter dem Juden eigentlich der Teufel verbirgt, der mit dem Kalifen einen Pakt geschlossen hat. Demnach wäre die runde Zahl 40 und somit auch der Name vornehmlich im symbolischen Sinne zu verstehen.

Anonymae (# 10002–10005) sowie die Anonymi (# 10715–10716): zum Datum der zweiten arabischen Expedition gegen Zypern (653/4 statt 650 trotz der zeitgenössischen Inschrift von Soloi) vgl. C. P. CYRRIS, Cyprus, Byzantium and the Arabs from the mid-7th to the early 8th century, in: Oriente e Occidente tra medioevo ed età moderna. Studi in onore di G. PISTARINO, hrsg. von L. BALLETO. Genua 1997, 637–638.

Abschließend noch einige Bemerkungen zu den allgemeinen Grundsätzen, die in der ersten Abteilung der PMBZ bei der Auswertung arabischen Quellenmaterials angewendet wurden: Wie aus den Prolegomena (234–242) und der Quellenübersicht im Schlussband bequem zu ersehen ist, wurden einerseits die christlich-arabischen Autoren Agapios von Manbiğ und Eutychios von Alexandria, von denen ersterer zahlreiche Parallelen zur syrischen Historiographie und somit auch zu den orientalischen Nachrichten des Theophanes aufweist, und andererseits die älteren arabischen Geschichtsschreiber und Geographen, allen voran natürlich aṭ-Ṭabarī, aber auch al-Balāḍurī, Ibn Wāḍiḥ al-Yaʿqūbī und al-Masʿūdī, ausgewertet. Jüngere Autoren wurden, sofern in Übersetzungen zugänglich, dort herangezogen, wo sie zusätzliches Material zu den älteren Quellen bieten. Dies gilt vor allem für den süditalisch-sizilischen Bereich, in dem die arabische Geschichtsüberlieferung aufgrund des Verlusts der Vorgängerwerke großteils erst mit Texten des 13. Jahrhunderts einsetzt (Ibn

°Iḏārī, Ibn al-Aṭīr), aber auch für vereinzelte Lokaltraditionen, wie sie etwa al-Ḥaṭīb al-Baḡdādī in seiner Bagdader Stadtchronik überliefert. Durch diese Verfahrensweise konnte das relevante Nachrichtenmaterial sicherlich beinahe vollständig erfasst und gleichzeitig eine unnötige bibliographische Belastung durch die Wiederholungen in späteren Quellen vermieden werden. Bedauerlich ist nur, dass von aṭ-Ṭabarī abgesehen ausschließlich auf Übersetzungen verwiesen wird, so dass für den arabistisch interessierten Benützer die Auffindung der Originalstellen oft nur über die oft schon veralteten und teilweise auch nicht immer leicht zugänglichen Übersetzungen möglich ist. Noch dazu stellt sich das Problem, dass ältere Übersetzer wie Vasiliev und Amari nach Handschriften oder inzwischen veralteten Editionen gearbeitet haben, so dass das Suchen erst recht wieder von vorne beginnt. Die stärkere Heranziehung orientalistischer Unterstützung wäre also für die Fertigstellung der zweiten Abteilung der PMBZ dringend zu empfehlen. Über das rein Formalistische hinaus brächte dies auch den Vorteil, dass auch unübersetzte Quellen in gebührender Weise ausgewertet werden könnten. Nun ist freilich nicht zu erwarten, dass der große Bereich des theologischen Schrifttums, die Erbauungsliteratur (*adab*) oder die arabischen Personenlexika für den Zeitraum von PMBZ I in prosopographischer Hinsicht viel zusätzliches Material abwerfen würden. Die Byzantiner nehmen in diesen Literaturgattungen zwar keinen unbedeutenden Platz ein, werden meistens aber doch als ethnisch-kulturelles Kollektiv der *Rūm* oder anhand idealisierter Mustertypen wie eines meist namenlosen Königs der Rhomäer, eines Gesandten oder eines Patrikios behandelt. Dies ändert sich für den Zeitraum von PMBZ II (867–1025), in dem eine größere Zahl zeitgenössischer Quellen vorhanden ist und somit auch verstärkt unmittelbar gegenwärtige Erfahrungen über den byzantinischen Nachbarn im arabischen Schrifttum Niederschlag finden. Eine nicht unbedeutende Lücke für die erste Abteilung entsteht indessen durch die Nichtbeachtung des bislang unübersetzten Kitāb al-Futūḥ („Buch der Eroberungen“) des Ibn Aṭam al-Kūfī, das wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts entstanden ist und zahlreiches zwar vielfach legendär verbrämtes, dafür aber in anderen Quellen nicht belegtes Material zu den kleinasiatischen Sommerfeldzügen der Araber enthält. In diesen Berichten tauchen eine Reihe von lokalen byzantinischen Militärführern und Statthaltern auf, bei denen es sich zumindest teilweise durchaus um historische Persönlichkeiten gehandelt haben könnte. Zum Abschluss noch einige Beispiele von Personen, die im Vorfeld der zweiten Belagerung Konstantinopels während der Feldzüge des Maslama b. °Abdalmalik auftreten: Symeon, Statthalter von Amorion (*Šimʿūn šāḥib ʿAmmūrīya*) (ed. °ABDALMUʿTID ḤĀN, Bd. VII 184–186); ein ihm unterstehender Patrikios, dessen Name im arabischen Text verballhornt als W-r-sīb wiedergegeben wird (ebd. 184); Nikephoros der Ältere (*Niqfūr al-akbar*), Kommandant in der nahe bei Amorion lokalisierten Ortschaft al-Qafūrīya, der als angeheirateter Verwandter des Kaisers bezeichnet wird (ebd. 187–188); weitere Patrikioi namens Ifrītūn und Qurtūs (ebd. 189) und L-būs (ebd. 192), bei denen ebenfalls noch Nachforschungen über die byzantinische Originalform der arabisierten Namensform anzustellen wären.

*Alexander Beihammer*

Irfan SHAHĪD, *Byzantium and the Arabs in the Sixth Century. Vol. II, Part 1: Toponymy, Monuments, Historical Geography, and Frontier Studies.* Washington, D.C., Dumbarton Oaks Research Library and Collection 2002. XXXVI, 469 S. m. 6 Farbtaf. ISBN 0-88402-284-6.

In den beiden 1995 erschienenen Teilbänden von *BASIC I* behandelte der Autor ausführlich die politische und kirchliche Geschichte der Ġassāniden von ihrer Aufnahme in den Föderatenstatus unter Kaiser Anastasios I. bis zum Vorabend der muslimischen Eroberung. Mit dem vorliegenden Band legt er nun den ersten Teil einer umfassenden kulturgeschichtlichen Studie über diesen arabischen Stammesverband im orientalischen Grenzraum des frühbyzantinischen Reichs vor. Ziel des Buches ist es, den Lebensraum der Ġassāniden im Gebiet zwischen dem Euphratlimes und dem Golf von Eilat auf der Basis der verfügbaren archäologischen und schriftlichen Quellen zu erfassen, bevor in einem in Bälde zu erwartenden Folgeband die verschiedenen Aspekte des ġassānidischen Kulturlebens beschrieben werden. In methodischer Hinsicht bewegt sich der Autor dabei ganz im Bereich der aus seinen früheren Arbeiten gewonnenen Grundsatzthesen (Introduction, S. xxv–xxxvi): Demnach stellen die Ġassāniden einen politischen Verband dar, der – entgegen den Vorurteilen der byzantinischen Quellen und damit auch der modernen Forschung – durch eine bereits tief verwurzelte sesshafte Lebensform gekennzeichnet ist und sich in kultureller Hinsicht von seiner syrisch-aramäisch und griechisch-römisch geprägten Umwelt in *Oriens* als distinkte Gruppe mit spezifisch arabischen Identitätsmerkmalen abhebt. So entfalteten sie eine eindrucksvolle Bautätigkeit, entwickelten ein wirkungsvolles und langlebiges System der Grenzverteidigung und wirkten als kulturelles Substrat noch weit in das frühislamische Kalifat der Umayyadenzeit hinein.

Inhaltlich gliedert sich der Band in sechs Abschnitte, die entweder Teilaspekten der historischen Geographie gewidmet sind (I–IV) oder in umgekehrter Richtung die interpretatorischen Probleme diskutieren, die vornehmlich arabische Quellen in Hinblick auf eine diesbezügliche Auswertung aufweisen (V–VI). Der erste (The Federate Sedentary Presence, S. 1–20) behandelt erneut die Gründe, welche die moderne Forschung zu der irrigen Auffassung über die nomadisierende Lebensweise der ġassānidischen Foederati des 6. Jahrhunderts geführt haben. Die Hauptursache liegt S. zufolge in der Begrifflichkeit und Vorstellungswelt der frühbyzantinischen Quellen selbst, die das Bild der nomadischen φύλαρχοι im orientalischen Grenzgebiet kreierten. Dieses wurde von den neuzeitlichen Historikern samt den damit verbundenen Assoziationen großteils ungeprüft übernommen. Die Spuren ġassānidischer Bautätigkeit, wie sie sich vor allem in dem umayyadischen Komplex Qaṣr al-Ḥayr al-Ġarbī manifestieren, stellen nach S. ein überzeugendes Argument gegen den Befund der schriftlichen Quellen dar. Gebäudekomplexe in Trockenregionen implizieren darüber hinaus hoch entwickelte Fertigkeiten bei der Anlage von Bewässerungssystemen. Hierfür fehlen freilich eindeutige archäologische Belege, doch finden sich immerhin literarische Zeugnisse im Rahmen der auf eine ältere Quelle zurückgehenden Nachrichten des Ḥamza al-Isfahānī (S. 315). Die Annahme, dass die Ġassāniden auf nabatäischen und süd-arabischen Traditionen aufbauten (S. 15–20), ist verlockend, bedarf aber noch einer quellenmäßigen oder archäologischen Beweisführung. Der zweite Abschnitt (Frontier Studies, S. 21–75) widmet sich der strukturellen und institutionellen Grundlage des ġassānidischen Grenzverteidigungssystems, das durch die Reorganisationsmaßnahmen Kaiser Iustinians im Jahre 529 begründet wurde. S. argumentiert für eine in Anlehnung an die armenischen Provinzen gestaltete Organisation, die in einen nördlichen Sektor unter dem Kommando des βασιλεύς Arethas und einen südlichen die Provinz Palästina III umfassenden Sektor

unter dessen Bruder Abū Karib untergliedert war. Auf diese Weise wurde das inzwischen ineffizient gewordene System der *limitanei* schrittweise durch die militärisch wesentlich effektiveren Ġassāniden ersetzt (S. 35–51). Ausgesprochen nützlich für ein besseres Verständnis der demographischen und institutionellen Strukturen des orientalischen *limes* in der Zeit vor der islamischen Eroberung sind die Übersicht über die arabischen Stammesverbände, die durch Bündnisse ins ġassānidische Verteidigungssystem eingebunden, teils innerhalb und teils außerhalb des Grenzbereichs siedelten – S. spricht von *The Inner* bzw. *The Outer Shield* (S. 51–57) –, sowie die Liste der Toponyme und arabischen *termini technici* aus dem Bereich des ġassānidischen Militärwesens (S. 60–75). Der dritte Abschnitt (Historical Geography, S. 76–142) behandelt die Kerngebiete und städtischen Zentren des ġassānidischen Lebensraums. Im einzelnen erörtert S. hierbei die Gaulanitis und die dortigen Relikte der Ġassāniden in der Toponymik, das Golangebirge und dessen Bedeutung als Heiligen Berg und Pilgerzentrum, den ġassānidischen Hauptort Ġābiya und schließlich die Zentren Ġalliḳ, Ruṣafa und Salūḳiya. In einer detailreichen Analyse trägt der Autor die verstreuten und zumeist sehr schwer interpretierbaren philologischen und archäologischen Zeugnisse zusammen und vergleicht sie mit Fakten aus frühislamischer und umayyadischer Zeit. Im Vordergrund steht dabei erneut das Bemühen, die Ġassāniden mit einer städtischen Lebensweise, einer regen Bautätigkeit und einer intensiven Förderung kirchlichen Lebens in Zusammenhang zu bringen bzw. entgegenstehende Forschungsmeinungen zu widerlegen. Der vierte Abschnitt (Ġhassānid Religious Architecture: The Churches and the Monasteries, S. 143–219) ist den Kirchen und Klöstern in *Oriens*, die auf ġassānidische Gründungen zurückgehen, gewidmet. Die Bautätigkeit Kaiser Iustinians, das Aufleben der monophysitischen Kirche unter Bischof Theodoros, die materielle Förderung durch Arethas und Abū Karib und Kontakte zum südarabischen Christentum von Nağrān, aber auch der religiöse Eifer der ġassānidischen Herrn in einem teils noch heidnisch und von Seiten der persischen Nachbarn auch zoroastrisch geprägten Umfeld stellen für S. die Hauptfaktoren für eine regelrechte Blüte in diesem Bereich dar. In dem sehr umfangreichen fünften Abschnitt (The Sources, S. 220–354) stehen quellenkritische Aspekte im Vordergrund, indem die Texte arabischer Autoren, unterteilt nach Dichtern (S. 220–305) und Prosaschriftstellern (S. 306–354), in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt und deren Angaben zu ġassānidischen Ortsnamen, Herrscherlisten und Realia analysiert werden. Die oft nur vagen Andeutungen und vielfältigen lexikalischen Schwierigkeiten der vorislamischen Poesie, aus deren Gesamtcorpus vor allem Werke von an-Nābiġa, Ḥassān b. at-Tābit, Ḥātim und Imru' al-Qays aufschlussreiche Informationen enthalten, stellen den Historiker vor interpretatorische Probleme, die oft nur durch eingehende philologische Analysen zu bewältigen sind. S. erweist sich als ausgezeichnete Kenner dieser komplexen Materie, und es kann wohl als eines der Hauptverdienste des Buches angesehen werden, dass diese über den relativ engen arabistischen Kennerkreis hinaus nunmehr auch einem byzantinistisch ausgerichteten oder allgemein historisch interessierten Fachpublikum anschaulich dargelegt wird. Mit Nachdruck sei auch auf die wichtigen Korrekturen der fehlerhaften Übersetzungen von L. Conrad und der daraus resultierenden inhaltlichen Fehldeutungen (Appendix IV, S. 291–302) hingewiesen. Mangelhafte Übersetzungen verursachen ja bekanntlich oft eine wahre Kettenreaktion von wissenschaftlich nicht haltbaren Schlussfolgerungen. In ganz besonderem Maße gilt dies für Texte, die selbst Facharabisten vielfach vor große Verständnisschwierigkeiten stellen. Unter den Prosaschriftstellern hebt S. vor allem die Bedeutung von Ḥamza al-Iṣfahānī (10. Jahrhundert) und Yāqūt ar-Rūmī (13. Jahrhundert) als herausragende Gewährsmänner für ġassānidische Belange hervor. Vor allem der Umstand, dass die beiden Autoren einen älteren, im Original nicht erhaltenen Text unter dem Titel *Aḥbār mulūk*

*Ġassān* auswerten, verleiht ihren Angaben einen besonders hohen Grad an Zuverlässigkeit (S. 306–346). Dies ist S. zufolge auch das Hauptargument dafür, dass Ḥamza, dem er ein „significant byzantine profile“ (S. 307) zuschreibt, als Kontrollinstanz für die irreführenden oder fehlenden Angaben des Prokopios verwendet werden könne. Prokopios und die *Alḥbār mulūk Ġassān* bilden schließlich auch das Thema des Schlusskapitels (Historical Observations, S. 355–374). Die von S. hinsichtlich der Situation am orientalischen Grenzgebiet konstatierte *suppressio veri et suggestio falsi* in den Werken von Justinians Geschichtsschreiber gibt zu einer Diskussion über die rätselhafte Lücke in *De aedificiis* bezüglich der Region des orientalischen *limes* Anlass. Da die arabischen Nachrichten über die *ġassānidischen* Könige gegenüber Prokopios als zuverlässiger angesehen werden, stellt sich darüber hinaus natürlich die Frage nach dem Entstehungskontext dieses fragmentarisch überlieferten Textes. Nachdem S. eine Zuweisung an den im Irak der frühen Abbasidenzeit lebenden Hišām al-Kalbī eher ausschließen möchte, plädiert er für eine Abfassung im Milieu der frühen Umayyadenzeit, möglicherweise sogar im Auftrag des Kalifen, und jedenfalls in einer Region, in der die Erinnerung an die *Ġassāniden* noch fortlebte und eine Autopsie ihrer Relikte möglich war. Trifft dies zu, so befänden wir uns damit ein bis zwei Generationen nach der Entscheidungsschlacht am al-Yarmūk, an dem diese denkwürdige arabische Dynastie im Dienste der byzantinischen Armee ihre Götterdämmerung erlebte und somit das Feld für ihre islamischen Nachfolger räumte.

Prof. Shahīd hat mit *BASIC II/1* ein überaus detailreiches und nützliches Werk zur historischen Geographie von *Oriens* im 6. Jahrhundert und den damit verbundenen quellenkritischen Problemen vorgelegt. Wenn es auch vorwiegend auf die Analyse des Lebensbereichs der *Ġassāniden* ausgerichtet ist und somit andere Aspekte dieser kulturell so vielschichtigen Region notgedrungen beiseite lässt, erhält der Leser dennoch einen sehr umfassenden Einblick in die administrative Gliederung, die Kirchenorganisation, die Siedlungsräume und die demographischen Gegebenheiten dieser Region, die aufgrund ihrer zahlreichen noch unausgewerteten archäologischen Monumente und ihres Reichtums an Überlieferungssträngen in oft nur schwer zugänglichen Sprachen auch heute noch vielfach als *terra incognita* erscheint. Darüber hinaus wird auch jeder, der die historischen Voraussetzungen für die Umbruchzeit der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts erforscht, in *BASIC II/1* eine reiche Quelle an Informationen finden, die ein derart komplexes Phänomen wie die Transformation vom römischen Orient zum islamischen Nahen Osten besser zu verstehen hilft. Man wird es dem Autor also gerne nachsehen, dass er seinen *ġassānidischen* Helden mit einer mitunter geradezu überschwänglichen Sympathie begegnet. So ist es wohl etwas anachronistisch, die *ġassānidische* Aristokratie als „army of crusaders“ zu bezeichnen (S. 144). Was sollen schon Arethas und Gottfried von Bouillon gemeinsam haben? Auch wird man sich fragen, ob trotz der von S. zweifellos bewiesenen Bau- und Besiedlungstätigkeit der *Ġassāniden* tatsächlich von einem Beitrag zur Urbanisierung „of the long limitrophe of Oriens“ (S. 3) die Rede sein kann. Der Autor selbst weist im Einleitungsteil (S. xxxv) auf die Problematik des Terminus hin, so dass er wohl auch im übrigen Text besser vermieden worden wäre. Was schließlich die im Detail durchaus berechtigte Kritik an den Thesen von L. Conrad anbelangt, so sollte man sich dennoch nicht zu einer gänzlichen Ablehnung der „sceptical school of Hamburg“ (S. 291), die vor allem durch das Lebenswerk von Prof. A. Noth repräsentiert wird, verleiten lassen. Die Grenzziehung zwischen historischer Realität und literarischer Motivik in der frühislamischen Literatur ist sicherlich eine umstrittene Frage, die mitunter auch zu Extrempositionen, etwa im Sinne einer regelrechten Verneinung historischer Erkenntnismöglichkeiten angesichts der Dominanz des literarischen Diskurses, geführt hat. Andererseits wird man nicht in Abrede stellen

können, dass die Forschungen von Noth, Conrad und ihren Schülern große Fortschritte erbracht haben in Hinblick auf die politischen und sozialen Charakteristika der frühislamischen Epoche bzw. die Genese der Geschichtsschreibung über diese Zeit. Zukünftige Unterfangen auf diesem Gebiet sollten also am besten bei einer Kombination zwischen Methoden der traditionellen Quellenkritik und denen der literarischen Diskursanalyse ansetzen.

*Alexander Beihammer*

Augusta ACCONCIA LONGO, *Ricerche di agiografia italogreca (Testi e studi bizantino-neoellenici 13)*. Roma, Dipartimento di filologia greca e latina, Sezione bizantino-neoellenica, Università di Roma „La Sapienza“ 2003. 236 S. ISSN 0495-2057.

This is a collection of 11 articles selected from the author's recent publications on South-Italian Greek hagiography. When necessary, studies are reproduced with corrections and additions and are set in the chronological order not of their date of publication, but of the texts dealt with.

As in any hagiography, South Italian saints were either legendary or historical figures. Nonetheless, it appears that in their *vitae* and *Miracula* history and legend are mixed together. This is what A. L.'s discussion of texts does well to remind us. To begin with, this is largely the case of a *vita* preserved only in a Latin translation, that of St Zosimos, a Greek bishop of Syracuse in the 7<sup>th</sup> century (*BHL* 9026). Setting aside in his narrative a number of "embarrassing" details, his biographer also passed over in silence what history records: the involvement of the saint in the monothelite controversy. The next two studies examine the *vita* and a collection of 20 Miracles (*BHG* 1508–1509) of a legendary saint, Phantinos of Tauriana. As A. L. shows, his hagiographical dossier underwent consecutive stylistic revisions; the *vita* by Petros ἐπίσκοπος δυτικῶς, replete as it is with rhetorical digressions, differs considerably from the *Miracula* 1–18, which reveal the pen of a different author. To Petros instead must be assigned the Miracles 19 and 20 which mention an emperor *Leon the heretic* whom A. L. identifies with Leon IV rather than Leon III (ch. II). Furthermore, the *Miracula* are explored as a source for the social history of Calabria in the ninth century. The parallels culled from various collections of the Late Antiquity reveal the role of St Phantinos as a patron or a healer saint who, notably, once miraculously "intervened" jointly with the Theotokos (Ch. III). If in this case the hagiographers' purpose was to promote a small sanctuary, the function of such texts as the *vitae* of St Markianos and St Pankratios, inscribing as they do their main heroes into the apostolic tradition, had a broader scope. As shown in study IV ("Siracusa e Taormina nell'agiografia italogreca"), the Lives of the patron saints of the two cities (Byzantium's last outposts in the West) echo a series of historical and ecclesiastical concerns of the Age of Iconoclasm and later that were not strictly related to the domain of South Italy, but extended to Constantinople. Their mention in the writings of Theodoros Stoudites and the patriarch Nikephoros is indicative of their wider diffusion. Whereas the Life of Pankratios can safely be dated to before 815, the Encomium to St Markianos (*BHG* 1030) poses problems of chronology. In ch. V the author defends a dating in the ninth century and argues against A. Messina, who, on various grounds, placed its composition as late as the Norman domination.

Apart from elements of polemic, the *vitae* of Leo of Catania, Pankratios of Taormina, and Phantinos of Tauriana, all dating from the Age of Iconoclasm or shortly afterwards, feature pagan figures who confront the saints. As the author points out, this "transferral"

to the world of early Christianity betrays the adherence of a certain milieu to pagan culture during the Dark Age. More generally, it implies that iconoclastic crisis had cultural repercussions not only on the Byzantine centre, but also on the periphery of South Italy (ch. VI).

Still in early ninth century regarded as a disciple of St Peter, but later associated with the mission of St Paul, Stephanos, patron saint of Reggio in Calabria, reflects the climate of a general transformation: the development of his legend went along with the significance that his town acquired for the Byzantines after the fall of Eastern Sicily to the Arabs. The Synaxarion notice dedicated to the saint which is presented here in a critical edition bears testimony to that event (ch. VII).

Further aspects of South-Italian hagiography are discussed in the three following studies: the "literary dossier" of Ioannes Theristes, a rare case of a saint given that his hagiography is far more elaborate than the hagiography dedicated to him; the monastery of St Elias of Carbone in Lucania, whose foundation was unjustifiably credited to Loukas of Armento (also known as of Demenna), saint of the tenth century; Leon, Loukas of Bova, and other saints whose lifespan fell in the period after the Norman conquest. The book concludes with a study of the contribution of hagiography to the history of Greek Italian dioceses. The Arab conquest of Sicily marks a turning point also in the development of hagiographic literature: monastic biographies replaced those of the martyrs and founders of local ecclesiastical sees. The "tradition" of holy bishops that started with St Zosimos of Syracuse in the seventh century and continued until the end of the ninth was interrupted for about two centuries. We have to wait until the early twelfth century before a *vita* is again dedicated to a bishop, St Loukas of Isola di Capo Rizzuto.

Unlike many Italian scholars who have treated the same subject, A. L. analyses South-Italian Greek hagiography both in its local and wider context and draws conclusions of a broader interest for the history of Medieval Byzantium. Apart from that, her studies collected in this volume are a good reminder that over the Middle Ages, after perhaps eighth-century Palestine (yet, a region *fuori Bisanzio*), Sicily and Calabria produced the most noteworthy Byzantine literature outside Constantinople.

*Stephanos Efthymiadis*

**One Land – Many Cultures. Archaeological Studies in Honour of Stanislao Loffreda OFM**, edited by G. Claudio BOTTINI, Leah DI SEGNI and L. Daniel CHRUPCALA (*Studium Biblicum Franciscanum, Collectio Maior* 41). Jerusalem, Franciscan Printing Press 2003. XII, 372 S.

Der vorliegende Band stellt eine Festgabe zum 70. Geburtstag des Franziskanerpaters Stanislao Loffreda dar, der insbesondere mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten zur Archäologie von Karphanaum internationale Anerkennung gefunden hat. Neben einer Bibliographie des Geehrten (1–4) präsentiert der Band in insgesamt 32 Studien verschiedene Aspekte der Geschichte des Heiligen Landes von der Zeit des Zweiten Tempels bis in die Tage der Kreuzritter hinein und veranschaulicht eindrucksvoll, wie sehr diese historische Landschaft gleichermaßen von Juden und Heiden, von Christen und Muslimen geprägt worden ist. Für den Byzantinisten sind besonders die folgenden Beiträge von Interesse: D. ADAN-BAYEWITZ, *On the Chronology of the Common Pottery of Northern Roman Judaea/Palestine* (5–33) berührt eines der Hauptinteressengebiete des Geehrten und bietet nicht nur für die ausgehende Antike, sondern auch für die frühbyzantinische Zeit einige interessante Beobachtungen; ein System zur Datierung der lokalen Keramik, das in den frühen neunziger Jahren des

20. Jahrhunderts entwickelt wurde, konnte auf einer wesentlich breiteren Materialbasis bestätigt werden. M. AVIAM, *Recent Excavations and Surveys of Churches and Monasteries in Western Galilee* (41–59) liefert einen Beitrag zum Leben der Christen in byzantinischer Zeit in einer Region, über die literarische Quellen so gut wie keine Aussagen treffen. C. DAUPHIN und S.A. KINGSLEY führen mit ihrer Studie *Ceramic Evidence for the Rise and Fall of a Late Antique Ecclesiastical Estate at Shelomi in Phoenicia Maritima* abermals in das schwierige Feld der keramikgestützten Denkmalsdatierung (61–74). D. SYON präsentiert *A Church from the Early Islamic Period at Khirbet el-Shubeika* (75–82), ein byzantinisches Bauwerk, das über die islamische Landnahme hinaus bis in das 8. Jahrhundert hinein fortbestand. V. TZAFERIS stellt *The Greek Inscriptions from the Church at Khirbeth el-Shubeika* vor, drei an der Zahl (83–86); im Anschluß präsentiert H. TAHA *A Byzantine Tomb at Atara*, ungefähr 20 Kilometer nördlich von Jerusalem, und die hier gefundenen, reichhaltigen Beigaben (87–110). Y. MAGEN und M. DADON beschreiben die von der Antike bis zu den Kreuzrittern andauernde Baukontinuität auf dem über 900 Meter hohen Berg von *Nebi Samuil (Montjoie)*, einem heiligen Platz der Juden, Christen und Muslime, an dem das Grab des Propheten Samuel lokalisiert wird (123–38). D. AMIT, J. SELIGMAN und I. ZILBERBOD stellen sodann *The “Monastery of Theodorus and Cyriacus” on the Eastern Slope of Mount Scopus, Jerusalem* vor (139–48), einen ausgedehnten Klosterkomplex an der Straße von Jerusalem nach Jericho, der erst zu Beginn des 9. Jahrhunderts zerstört worden sein dürfte. Anschließend äußert sich L. DI SEGNI zu *A Greek Inscription in the “Monastery of Theodorus and Cyriacus” on Mount Scopus* (149–51), die im Fußboden des Westflügels der Klosterkirche eingelassen war und in frühbyzantinischer Zeit entstanden sein dürfte. G. AVNI und J. SELIGMAN kommentieren die *New Excavations at the Church of the Holy Sepulchre Compound* (153–62) und zeigen, daß dieses bedeutsamste Ziel christlichen Pilgerwesens noch immer nicht all seine Geheimnisse preisgegeben hat. R. AVNER beschreibt *The Recovery of the Kathisma Church and Its Influence on Octagonal Buildings* (173–86), stellt damit einen auch literarisch mehrfach belegten und für die Architekturgeschichte nicht unwichtigen Bau vor; anschließend datiert L. DI SEGNI den dortigen Fußboden aufgrund *A Greek Inscription in the Kathisma Church* in das 9. Jahrhundert, deutlich später als bisher angenommen (187f.). *The Laura of Heptastomos*, der Y. HIRSCHFELD seinen Beitrag gewidmet hat, liegt im Südosten von Jerusalem; sie gehört zu den Gründungen, die der heilige Sabbas im 5. Jahrhundert vorgenommen hat, und wird bei Kyrill von Skythopolis erwähnt (189–203). Auch die von Y. PELEG vorgestellten *The Second Temple Period Burial Caves in Khirbet Alya* (205–14) wurden in byzantinischer Zeit genutzt, ebenso einige der von A. KLONER und B. ZISSU behandelten *Hiding Complexes in the Northern Judaean Shephelah and the Northern Boundary of the Bar Kokhba Administration* (261–68). E. SHENHAV präsentiert in seinem Beitrag *Horvat Hanot. A Byzantine Tradition of Goliath’s Burial Place* die Geschichte und die Hinterlassenschaften einer von der christlichen Tradition geheiligten Stätte, an der in byzantinischer Zeit eine Kirche stand, die unter den Ayyubiden und Mamluken aber als Straßenstation diente (269–72); auch in diesem Zusammenhang widmet sich L. DI SEGNI wieder der Epigraphik: *A Greek Inscription in the Church at Horvat Hanot* (273–76). M. PICCIRILLO und Z. AL-QUDAH beschreiben *L'eremitaggio nel Wadi Rajib sulla montagna di Ajlun in Giordania* (309–16), einen Gebäudekomplex mit einem gut erhaltenen figürlichen Fußbodenmosaik aus frühbyzantinischer Zeit; im Anschluß präsentiert E. PUECH *L'inscription christo-palestinienne du Ouadi Rajib-Ajloun et de nouvelles inscriptions christo-palestiniennes de Jordanie*, neben aramäischen auch griechische Texte, teilweise auf einer Inschrift vereint (317–25). Z.T. FIEMA beschreibt *The Byzantine Monastic | Pilgrimage Center of St. Aaron near Petra, Jordan* (343–57), wo heute noch die gut erhaltenen Überreste einer Basilika, eines Baptisteriums

und verschiedener Nebengebäude aus der Zeit zwischen dem 5. und 7. Jahrhundert vorhanden sind. P. CASTELLANA präsentiert in seinem Beitrag *Vasche battesimali nella Siria del Nord* einige frühchristliche und byzantinische Hinterlassenschaften, die in den Dörfern Allaruz und Deir Seitā, in Aleppo und Menbej aufgefunden wurden (359–66). Zuletzt sei auf die interessanten Ausführungen von I. PENA über *Batrash, pueblo cristiano de la epoca bizantina en Sira* hingewiesen, die diese eindrucksvolle Ruinenlandschaft im Norden Syriens ansprechend beschreiben, sowie auf den kurzen Bericht von B. CALLEGHER über *Sigillo di Leone Pereno, magister et dux di tutto l'Occidente*, ein Zeugnis des 11. Jahrhunderts. – Insgesamt gesehen, hat hier ein wertvoller Beitrag zur Regionalgeschichte der *Terra Sancta* seine Entstehung gefunden, zahlreiche bedeutsame neue Forschungsergebnisse sind in einem würdigen und ansprechenden Rahmen präsentiert.

Andreas Külzer

S(ergej) A. IVANOV, *Vizantijskoe missionerstvo: Možno li sdelat' iz „varvara“ christianina? [Byzantinisches Missionswesen: Läßt sich ein „Barbar“ christianisieren?]*. (Rossijskaja akademija nauk, Institut slavjanovedenija, Studia historica.) Moskva, Izdatel'stvo „Jazyki slavjanskoj kul'tury“ 2003. 375 S., 3 Abb., 3 Karten. (Engl. Resümee S. 369–375.) ISBN 5-94457-114-4.

Wie mit einer früheren Monographie<sup>1</sup> wendet sich Iv. mit diesem Buch, dessen Abfassung durch mehrere Auslandsstipendien gefördert wurde, erneut einem Thema aus dem Bereich des östlichen Christentums zu, diesmal der bisher noch nicht umfassend behandelten byzantinischen Missionsgeschichte, die wiederum nicht aus theologischer, sondern aus kulturgeschichtlicher Sicht behandelt wird. Dies deutet bereits der Untertitel an, der Bezug nimmt auf die in Byzanz ständig bestehende Spannung zwischen Maßnahmen zur Bekehrung Andersgläubiger außerhalb der Reichsgrenzen und der Überzeugung, dass auswärtige Völker „Barbaren“ und als solche nur mit Einschränkung kultivierbar seien.

Das Buch ist chronologisch aufgebaut. In zehn Kapiteln wird die Entwicklung der Missionstätigkeit von der Zeit der Apostel und des frühen Christentums über alle Epochen der byzantinischen Geschichte hinweg (4.–15. Jh.) behandelt. Iv. zeigt eingangs, dass die christliche Religion von Anfang an universalistisch und missionarisch ausgerichtet war, wenn auch die Begriffe „Mission, Missionar“ erst in der Neuzeit geprägt wurden. Der Missionsauftrag Jesu Christi wurde allerdings in den verschiedenen christlich geprägten Gesellschaften und zu verschiedenen Zeiten recht unterschiedlich verwirklicht, was auch für die byzantinischen Epochen gilt.

Der Missionsgedanke war zunächst nicht an die Bekehrung von „Barbaren“ gebunden. Vor allem überwog noch bei den frühchristlichen Apologeten des 2. Jh. der Gedanke von der Gleichheit aller Völker vor Gott. Doch setzte bereits bald die Vorstellung ein, dass das Christentum die Besänftigung barbarischen Verhaltens fördern könne, so in der apokryphen frühchristlichen Legende von dem bekehrten Menschenfresser Christomaïos (S. 24–26).

Grundsätzlich ist zu unterscheiden zwischen staatlich gelenkter und von Privatpersonen auf eigene Initiative vorgenommener Mission. Ab der zweiten Hälfte des 3. Jh. erfolgte die Christianisierung barbarischer Völker zunächst nicht durch ausgesandte Missionare,

<sup>1</sup> *Vizantijskoe jurodstvo [Heilige Narrheit in Byzanz]*, Moskva 1994. Vgl. die Rezension in: *JÖB* 47 (1997) 293–295.

sondern eher zufällig, vor allem durch Kriegsgefangene wie die legendäre Nino, die Georgien bekehrte, wie Ulfilas, der „Apostel der Goten“, Frumentius, der „Apostel Äthiopiens“ (S. 33–37) oder Theognoste, die der Legende nach den Kaiser von Indien bekehrte (S. 40f.), aber auch durch Kaufleute wie Hannan, der dem Jemen das Christentum brachte (S. 40).

Die Etablierung des „orthodoxen“ Christentums als Staatsreligion des Römischen Reiches im 4. Jh. führte zu der unglücklichen Fusion religiöser Bindung mit loyaler Staatsbürgerschaft, die außerhalb der Reichsgrenzen mit Misstrauen gesehen wurde und in der Folgezeit dort die Zuwendung zu christlichen „Häresien“ förderte. Aus der Sicht einer christlichen Religion, die zugleich Reichsideologie war, konnten die Völker außerhalb des Reiches nicht zugleich Christen sein. Aus dieser Logik erklärt sich das Ausbleiben jeder organisierten Mission im 4. und 5. Jh. Ein Wandel trat erst im 6. Jh. unter den Kaisern Justin I. und Justinian I. ein, die in Konkurrenz zu den Häretikern in mehreren Gebieten Mission offiziell organisierten: in Äthiopien, bei den Völkern des Kaukasus, bei den Arabern im Grenzgebiet zwischen dem Römischen und dem Persischen Reich und im Sudan. Doch setzen sich in diesen Gebieten bald wieder nichtorthodoxe Varianten des Christentums durch. Die Ausbreitung des orthodoxen Christentums in Persien unter Herakleios (610–641) war im wesentlichen seinen militärischen Erfolgen zu verdanken und blieb daher auf eine entsprechend kurze Phase beschränkt (S. 111). Die bemerkenswerte Missionierung Indiens, Zentralasiens und Chinas durch nestorianische Glaubensboten aus dem persischen Raum erfolgte hingegen völlig unabhängig von Byzanz.

Die mittelbyzantinische Epoche begann im Gefolge der Ausbreitung des Islam mit einer Unterbrechung jeglicher zentral gelenkten Missionstätigkeit. Doch sind um diese Zeit wiederum einige missionarische Aktivitäten aus persönlicher Initiative zu vermerken, wie im 8. Jh. die des Kappadokiens Stephan, Bischof von Sugdaia (Surož) auf der Krim, der gemäß der armenischen und slavischen Variante seiner (eher legendären?) Vita die dortigen Chazaren für das Christentum gewinnen konnte (S. 121–126). Ein neues Erwachen des Bekehrungswillens zeigt auch die im frühen 9. Jh. vom Mönch Epiphanius verfasste Andreaslegende (PG 120, 215–260), die dem Apostel die Christianisierung von „Barbaren“ rings um das Schwarze Meer zuschreibt und ihn gleichsam als idealen Missionar vorstellt. Doch waren um die Mitte des 9. Jh. die Anfänge der Slavenmission wohl nur der privaten Initiative der Brüder Kyrill und Method zu verdanken, und erst die bald darauf einsetzende Christianisierung der Bulgaren erfolgte wieder in offiziellem Auftrag. Sie ist ein eklatantes Beispiel für die Instrumentalisierung des Religiösen zu machtpolitischen Zwecken, was vor allem die Antworten Papst Nikolaus' I. auf die Anfragen der Bulgaren im Jahr 866 (PL 119, Sp. 978–1016) anschaulich illustrieren. Erst Patriarch Nikolaos Mystikos (901–907, 912–925) sah ein, dass ein allzu selbstbewusstes Auftreten des byzantinischen Klerus dem Missionsauftrag abträglich war. Jedenfalls ermahnt er, wie Iv. ausführlich zeigt (S. 180–190), in seinen Briefen die Missionare, die er zu den Alanen im nördlichen Kaukasus entsandte, zu taktischen Konzessionen gegenüber Herrschern und führenden Kreisen im Barbarenland.

Im 10. Jh. folgte um 950 die Christianisierung der Ungarn, die mit Besuchen ungarischer Fürsten und ihrer Taufe in Konstantinopel begann; die Christianisierung der Kiever Rus' wurde eingeleitet durch die Taufe der Fürstin Ol'ga von Kiev im Rahmen eines Besuches am Kaiserhof von Konstantinopel, die zunächst ohne weitere Folgen blieb. Zur Einführung des Christentums führte erst eine politisch-religiöse Annäherung ihres Enkels Vladimir an Byzanz, die in den griechischen Quellen schlechthin ignoriert wird. Die rigorose Strenge, welche die Kirche von Byzanz in den folgenden Jahrzehnten gegenüber den neubekehrten Bewohnern der Rus' walten ließ, steht in auffallendem Kontrast zu den Mahnungen des Patriarchen Nikolaos.

Erst in der Spätzeit werden wieder Tendenzen zu weiser Toleranz erkennbar, so in den Antworten des Patriarchen Johannes Bekkos (13. Jh.) auf Fragen des griechischen Bischofs Theognost(os) von Saray, der Hauptstadt des Tatarenreiches in Südrussland (S. 285f.). Das Thema der nicht kultivierbaren Barbaren klingt hingegen erneut an in dem bemerkenswerten Rechenschaftsbericht des Bischofs Theodor von Alanien (1225) an Patriarch Germanos II. (PG 140, Sp. 387–414).

In Kap. 11 schließen sich an die chronologisch angeordnete Darstellung, deren Inhalt hier nur in Auswahl umrissen werden konnte, Ausführungen über die unterschiedlichen Methoden der byzantinischen Mission an, die erwartungsgemäß von der nicht einheitlichen Bewertung des Missionierens abhängig waren. Weil das Missionieren meistens mit dem Ziel der politischen Integrierung betrieben wurde, trat der rein religiöse Aspekt auch bei der angewandten Methode in den Hintergrund. So kritisierte z. B. der Fortsetzer der Theophaneschronik Kaiser Leon V. (frühes 9. Jh.), er habe mit seiner Bemühung um die religiöse Bekehrung der Bulgaren (sc., ohne ihre Eingliederung in das Reich) Perlen vor die Säue geworfen (Theoph. cont., CB, S. 31; dazu Iv., S.144). Es gehörte auch nicht zu den Methoden der offiziell betriebenen byzantinischen Mission, die Sprache der Betroffenen zum Zweck ihrer leichteren Bekehrung zu übernehmen. Zu stark war in Byzanz das Vorurteil gegenüber der kulturellen Unterlegenheit der Barbaren, das nur gelegentlich von „privaten“ Glaubensboten wie Kyrill und Method überwunden wurde.

Die wichtigste Erkenntnis dieses beachtenswerten Buches, das eine ganze Reihe bisher vernachlässigter Quellen zum Thema erschließt, besteht darin, dass entgegen einer lange vertretenen Meinung die Byzantiner kein durchgehendes Interesse an der Bekehrung der „Barbaren“ zeigten. Ein Bekehrungseifer vom Ausmaß der iroschottischen Mission im Westen bleibt in Byzanz undenkbar. Eine für Byzanz typische Tendenz zu hochmütigem Isolationismus behinderte nicht nur die religiöse, sondern darüber hinaus auch die politische Expansion des Reiches. Doch zeigt Iv. auch auf eindrucksvolle Weise, dass es Ausnahmen von dieser Regel gab.

Eine schnellere Orientierung in dem inhaltsreichen Band erleichtern die Indices zu Personennamen, Orts- und Gewässernamen sowie historischen und mythologischen Völkernamen. Von den wenigen kleineren Versehen sei hier nur eines erwähnt: Der Verfasser der Skylitzes-Chronik wird durchweg „Scylitzas“ genannt, doch ist auch im Lateinischen zum Genetiv „Scylitzae“ (im Titel der Edition Thurn) der Nominativ „Scylitzes“ anzusetzen.

*Franz Tinnefeld*

Anthea HARRIS, *Byzantium, Britain and the West. The Archaeology of Cultural Identity, AD 400–650*. Stroud and Charleston, Tempus 2003. 224 pages with 28 colour and 63 black-and-white illustrations. ISBN 0-7524-2539-0.

During Late Antiquity the physiognomy of Western Europe was transformed by the collapse of Roman imperial authority in the West and the establishment of successor barbarian states in Italy, Gaul, Spain, and Britain. Investigating the nature and mechanisms of this transformation constitutes a challenging topic for scholars interested in the study of the declining fortunes of the Roman Empire, the emergence of Early Mediaeval Europe, or the dynamics of Late Antiquity in their own right. Given the significance of western barbarian kingdoms as catalysts and agents of change, particular attention has been given

to defining the elements that combined to give these newly formed polities their distinctive political, cultural, and ethnic identity. The question of the contribution of ongoing interaction with the part of the Roman Empire that survived in the East emerges as an important one in this respect.

Specialized studies of East-West relations in Late Antiquity generally focus on political, diplomatic, and military history, on influences in the fields of religion and law, on the impact of imperial political ideology and ceremonial on western concepts of kingship and their ritual manifestation, or on tracing networks and patterns of communication and economic exchange. Dr Anthea Harris, in her first full-length book, attempts a different approach. Rather than concentrating on an individual episode in East-West interaction, she undertakes the difficult and ambitious task of synthesizing different categories of evidence in order to elucidate “the composite role that the Eastern Mediterranean played in shaping the cultural world that emerged in the West after the fifth century” (p. 8). Her discussion is based mainly on the re-interpretation of published archaeological materials from western sites pointing to potential links with the Eastern Roman Empire (Byzantium). The author also has recourse to contemporary Byzantine and western written sources – few and problematic though they are – in order to shed light on the background against which the contacts attested archaeologically took place and decipher their significance.

The geographical limits of her investigation encompass “the whole of what had been the Roman West north of the Mediterranean” (p. 19), with particular emphasis given to Gaul and, especially, Britain. Italy and Spain figure less prominently in the discussion, because, according to H., Byzantine imperial presence in those regions, as a result of the sixth-century Justinianic Reconquest, introduces complications in the interpretation of the archaeological evidence on direct contacts between the Eastern Mediterranean and the “non-Byzantine” West, which is where her primary interest lies. Because of this interest, the author is also careful to make a distinction – often reiterated throughout the book – between those elements that may be attributed to relations with the fifth- to seventh-century Eastern Roman Empire and those that could be construed as evidence for the vitality of pre-fifth century Roman traditions in Western Europe.

The objectives of the book are outlined in an Introduction, which also contains certain brief methodological comments (pp. 7–20). However, given the centrality of the archaeological evidence in H.’s argument, an in-length discussion of the theoretical and methodological problems involved in using archaeology in constructs of identity and cultural affiliation would have been not simply welcome, but necessary.<sup>1</sup> As it is, the reader is sometimes left with the unfortunate impression that the author’s observations are based on too liberal and simplistic an interpretation of the complicated and far from clear picture presented by the archaeological evidence.

The first chapter comprises a summary account of diplomatic relations between Byzantium and the West in the period under consideration (pp. 21–40). It too has a more or less introductory character, setting the historical scene for the discussion that will follow by arguing that Byzantine involvement in the affairs of western barbarian kingdoms was far more substantial and sustained than surviving written sources would have us believe. It is to be regretted that the seemingly facile manner in which the author makes a number of assumptions, not justified by the relevant texts, detracts from the credibility of some of her conclusions.

---

<sup>1</sup> Cf. P. AMORY, *People and Identity in Ostrogothic Italy, 489–554*. Cambridge 1997, 332–337.

In the following chapter, one of the most interesting in the book, the author discusses the archaeological evidence for “Trading and exchange between the Byzantine Empire and the West” (pp. 41–72). This evidence points to the existence of two different communication routes connecting the Eastern Mediterranean to Western Europe. The western distribution of eastern amphora types – especially Late Roman 1 (LR1) and Late Roman 2 (LR2) – and of Phocaean Red Slip Ware (PRSW) indicates the operation of a sea route servicing eastern traffic towards southern Gaul, southeastern Spain, certain Portuguese sites on the Atlantic littoral, and, possibly, southwestern Britain. According to a recent study, LR2 amphorae were probably employed as containers (possibly for oil) used for the provisioning by the state of the Byzantine armies stationed along the Danubian border.<sup>2</sup> Largely on this basis, H. puts forward the suggestion that the presence of the same type of amphora in the West is an indication of “trade” in foodstuffs and other commodities controlled and possibly subsidized by the Byzantine government targeting western elites for diplomatic purposes. She goes on to argue that Easterners settled and active in the important political and economic centres of the West (especially in Gaul) – they are sometimes specifically identified as Syrians in the written sources – acted as Byzantine “agents” in this politically motivated “commerce”. Though this is an interesting and provocative hypothesis, the reasoning behind it seems to me flawed and methodologically unsound. There is no scientific justification in assuming that LR2 amphorae were exclusively associated with imperial supply or in projecting the situation on the Danubian *limes* to another region, where historical conditions were radically different. As for the evidence for the “Syrian connection”, it is tantalizingly tenuous and circumstantial.

H. proposes the existence of a second East-West axis, this time connecting the Eastern Mediterranean with central and northern Europe via the north Italian, Alpine and Rhine route, reaching perhaps as far north as east Britain. The operation of this network, which appears to have been limited to the late sixth and early seventh centuries, is evidenced by finds of copper alloy vessels, amethysts, cowrie shells, and elephant ivory rings, all originating in the East. In my opinion the author is right in assuming that some of these imported items may be witnesses to the existence of a “luxury trade” directed to the north and catering to the needs of local elites who wished to possess such goods for purposes of status-display and gift-exchange. However, the argumentation for ascribing the origin of this particular network to Egypt and Alexandria seems rather weak (pp. 68–69).

It is on western elites, as the primary beneficiaries of the East-West exchanges delineated earlier, that the author’s attention focuses in the chapter that follows (pp. 73–104). Through a consideration of gift-exchange, royal burials, textiles (especially silks), and numismatic evidence (gold coinage in particular), H. postulates the emergence in the West of a “transnational elite” distinguished by a set of “shared modes of expression” employed for legitimating its power and advertising its status and wealth, modes that were shaped under the influence of contacts with the Byzantine Empire in general and the imperial court in particular. Whether this emulation of Byzantine practices may also be perceived as an expression of *romanitas* on the part of western rulers, as the author seems to be sometimes implying (pp. 99, 104), is a complicated question that would have benefited from a more elaborate treatment – beginning with a clearer definition of what is actually meant by “*romanitas*” – than it, in fact, receives.

---

<sup>2</sup> Olga KARAGIORGOU, LR2: a Container for the Military *annona* on the Danubian Border? In: *Economy and Exchange in the East Mediterranean during Late Antiquity*. Ed. S. KINGSLEY and M. DECKER. Oxford 2001, 129–166.

Having discussed evidence for contacts in the secular sphere, the author next turns to evaluate the role of the Church and eastern ecclesiastical traditions in shaping the cultural world of the Late Antique Western Europe (pp. 105–138). She does this by trying to trace eastern influences on ecclesiastical architecture and decoration, church-dedications and eremitism in the West, with admittedly ambiguous results, largely because of the nature of the evidence considered. Much more fascinating is the information that the author has collected on western pilgrimage to the East, highlighting as it does one of the potential paths by which first-hand knowledge of eastern practices, as well as pilgrimage-related artifacts, might have reached the West.

Within this broader framework of East-West interaction, the question of relations between Byzantium and Britain, the latter being the ex-Roman province furthest removed from the new centre of power in East, is an intriguing and exciting one. The final chapter of the book, therefore, seeks to determine whether and in what ways Britain was integrated into Late Antique networks of long-distance communication and exchange (pp. 139–188). The evidence presented by the author makes clear that, as far as contacts with the East are concerned, the situation in southwestern Britain – still under the control of a sub-Roman British population – was quite different from that in eastern, Anglo-Saxon Britain. The nature of ceramic assemblages of eastern pottery (mainly sherds of LR1 and LR2 amphorae and PRSW) from sites in west Britain, especially Cornwall, indicate direct contacts with the Eastern Mediterranean, which, nevertheless took place for a relatively short period of time, between c.475 and c.550 AD. H. questions the traditional view that this archaeological material reflects Byzantine interest in Cornish tin deposits – for which, it should be said, there is some reliable written evidence. As before, she considers the presence of LR2 amphorae as proof of a directional, diplomatically motivated “trade” by means of which Constantinople courted the favour of western British elites with imperial supplies. The reasons why the Byzantine government would be interested in making such a political and financial investment in western Britain remain unexplained. As for the two passages in Procopius adduced by the author as hinting to a Byzantine diplomatic interest in Britain, the interpretation offered appears not to take into consideration the libellous character of the one and the ironic tone of the other (p. 152).<sup>3</sup>

By contrast to the situation in the west, finds of eastern pottery in Anglo-Saxon Britain are almost non-existent. What one does encounter, primarily in high-status burial contexts of the late sixth and the early seventh centuries, are copper-alloy and, in the case of Mound I of Sutton Hoo, silver vessels, garnets cut in the East, amethysts, cowrie shells, and ivory rings. As H. points out, most of these items are comparable to finds from contemporary Germanic burials in central and northern Europe. It is, therefore, possible that their occurrence in Britain indicates that the postulated “luxury-trade” network along the Rhine riverine route had a branch terminating in Kent and East Anglia. Given that Byzantine merchants need not have been involved in this final stage of the exchange, the author does not regard these “exotic” items as evidence of direct contacts between Anglo-Saxon Britain and the Byzantine East. What Byzantine influence she does detect – mainly in the ways chosen by Anglo-Saxon elites to manifest rank and power – , she considers as reaching east Britain only indirectly, through Frankia.

---

<sup>3</sup> I would like to thank Miss Maria Kouroumali, who is currently working on a historiographical and historical commentary of Procopius' *Gothic Wars*, for discussing these passages with me.

In conclusion, the author advocates the idea of the existence of a “Late Antique Byzantine Commonwealth” in which “shared beliefs and identities shaped relations” between the East and West, “promoting coherent forms of political, economic and social identity” (p. 194). It is rather unfortunate that the many interpretative weaknesses of the book make the author’s case for the existence of such a “commonwealth” less than compelling. Still, the importance of H.’s contribution lies, I believe, in highlighting the potential usefulness of a multi-pronged approach to the question of relations between the Roman East and the “barbarian” West and in drawing attention to the expediency of archaeology in unraveling the complex web of East-West interaction in Late Antiquity, an interaction which took place at many different levels and in many different spheres and was distinguished by diversity in the identity and motivation of its instigators and its ramifications for the societies involved.

*Maria Parani*

Jonathan BARDILL, Brickstamps of Constantinople. Volume I: Text; Volume II: Illustrations (*Oxford Monographs on Classical Archaeology*). Oxford, Oxford University Press 2004. XL, 435 S., 20 Abb.; 1749 Abb. 4°. ISBN 0-19-925524-5.

In den klassischen Altertumswissenschaften hat das Studium der Ziegelstempel schon seit langer Zeit seinen festen Platz. Bei der Erforschung der römischen Verteidigungsbauten an der nördlichen Reichsgrenze stieß man im Zuge von Ausgrabungsarbeiten auf unzählige gestempelte Ziegel, die von Militäreinheiten hergestellt wurden. Die Materialbasis hat sich von 1933<sup>1</sup> bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts etwa verzehnfacht und wächst weiterhin kontinuierlich an, was eine effiziente und schnelle Verarbeitung notwendig macht.<sup>2</sup>

Dass das Bestempeln von Ziegeln nicht nur auf die römische Epoche beschränkt war, sondern auch in nachfolgenden Kulturen zu finden ist, war schon seit längerer Zeit bekannt. Im hier anzuzeigenden Werk werden die Stempelabdrücke auf Ziegeln aus der Hauptstadt Konstantinopel und ihrer Umgebung behandelt, die in das fünfte und sechste Jahrhundert zu datieren sind. Zwar ist die Anzahl an Objekten vergleichsweise gering und auf einen Zeitraum von etwa 200 Jahren beschränkt, doch erlaubt die Materialdichte und die Konzentration auf ein geographisches Gebiet auch detailliertere Interpretationen.

Mittels Ziegelstempel lassen sich für die archäologische Forschung zwei Aspekte näher beleuchten: Ziegelstempel ermöglichen einen chronologischen Anhaltspunkt für ein Bauwerk, wobei aber zu beachten ist, dass Ziegel wiederverwendet werden konnten und man bei nur wenigen Bauwerken Ziegel *in situ* (z.B. St. Polyuktos in Konstantinopel) erforschen kann. Zudem lassen sich anhand des gestempelten Baumaterials wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen durchführen (Organisation von Ziegeleien, Produktion und Distribution der Ziegel). Da man viele Stempel mit Eigennamen findet, bereichern diese auch als Primärquelle die Prosopographie der frühbyzantinischen Zeit.

<sup>1</sup> J. SZILÁGYI, *Inscriptiones tegularum Pannonicarum. Dissertationes pann.* ser. 2/1.

<sup>2</sup> M. KANDLER – F. SCHLÖGELHOFER – J. TSCHANNERL – P. WALDHÄUSL, Die photogrammetrische Dokumentation von Ziegelstempeln. In: *Lebendige Altertumswissenschaft. Festgabe zur Vollendung des 70. Lebensjahres von Hermann Vetters*. Wien 1985, 428–430.

Zwei Forscher, die sich um die Aufarbeitung und Systematisierung von Ziegelstempeln verdient gemacht haben, sind Ernest Mamboury, der zahlreiche Ausgrabungen in Istanbul leitete und ein umfangreiches von Jonathan Bardill in seiner Publikation ausgewertetes Archiv anlegte, sowie Cyril Mango, der den Ziegelstempeln eine grundlegende Abhandlung widmete.<sup>3</sup>

Das Bestempeln lässt mehrere Interpretationsmöglichkeiten zu: entweder verewigt sich darin der Stifter (etwa einer Kirche) mit seinem Namen, oder es wird das Baumaterial für ein Gebäude damit gekennzeichnet, oder die Inschriften sind in Zusammenhang mit dem Steuerwesen zu sehen (besonders bei Indiktionsangaben). Zum Vergleich bringt Bardill Belege aus dem Rom des vierten bis sechsten Jahrhunderts.

Bardill konnte neben veröffentlichten Ziegelstempeln auch auf Notizen und Skizzen von Gelehrten (über die Aufzeichnungen von Mamboury hinaus) und auf unpubliziertes Museumsmaterial (Ayasofya Museum in Istanbul) zurückgreifen. Da die Stempel zum überwiegenden Teil Namen oder griechische Begriffe tragen, wählte Bardill als Ordnungsprinzip einen alphabetischen Katalog. Innerhalb eines Eintrages werden alle Exemplare aufgelistet, wodurch der Charakter eines Typenatlas entsteht. Die Stempel sind in Band II des Werkes entweder photographisch oder in Umzeichnungen wiedergegeben.

Die Mode, Monogramme zu verwenden, scheint im Vergleich zum Siegelwesen in diesem Bereich des Alltags nur wenig um sich gegriffen zu haben. Von den 1749 Nummern bei Bardill sind bloß 53 monogrammatische Ziegelstempel. Verweise auf die Erforschung der byzantinischen Monogramme fehlen. Zwar ist die zweibändige Dissertation von Walter FINK, *Das frühbyzantinische Monogramm* (Wien 1971) nie gedruckt worden, doch einige Ergebnisse erschienen als Artikel.<sup>4</sup> – Bislang sind keinerlei Stempel gefunden worden, da diese wahrscheinlich aus Holz gefertigt waren.<sup>5</sup> – Nr. 1366: Bardill liest das Monogramm als Γεωργίου, doch ist unter Berücksichtigung des Itazismus eher an Γρηγορίου zu denken. – Nr. 1368 interpretiert Bardill als Ἰωάννου, doch ist die Lesung Γαίου viel wahrscheinlicher, wenn man das Stück mit Nr. 1367 vergleicht. Gamma dürfte an der Spitze ausgefallen sein, und die Buchstaben Alpha und Iota sind gegenüber 1367 bloß vertauscht. Im Kreuzmonogramm Ioannes muss zumindest ein Ny vorkommen. – Nr. 1354 kann als Μάροκου / Μαξαγίου gelesen werden. – Ziegelstempel Nrr. 1405–1407 (θεοῦ χάρις)<sup>6</sup>: Diese Inschrift existiert auch auf erhalten gebliebenen Metallstempeln, ebenso Nrr. 1408–1412 (ζῴουε βοῦθει)<sup>7</sup>.

Jonathan Bardill hat die Materialmenge beeindruckend aufbereitet, und sein Katalog wird in jeder archäologischen Bibliothek rasch zum Standardwerk werden.

*Michael Grünbart*

<sup>3</sup> Byzantine Brick Stamps. *AJA* 54 (1950) 19–27.

<sup>4</sup> W. FINK, Das frühbyzantinische Monogramm. *JÖB* 30 (1981) 75–86; DERS., Neue Deutungsvorschläge zu einigen byzantinischen Monogrammen. In: *BYZANTIOS*. Festschrift für Herbert Hunger zum 70. Geburtstag. Herausgegeben von W. HÖRANDNER, J. KODER, O. KRESTEN, E. TRAPP. Wien 1984, 85–94.

<sup>5</sup> Zur Machart vgl. G. NACHTERGAEL, Sceaux et timbres de bois d'Égypte. *Chronique d'Égypte* 75 (2000) 153–167 (Holzstempel aus dem Ägypten des 1. und 2. Jh. n. Chr.).

<sup>6</sup> Trois donations byzantines au Cabinet des Médailles: Froehner (1925), Schlumberger (1929), Zacos (1998), par D. FEISSEL, C. MORRISON et J.-C. CHEYNET avec la collaboration de B. PITRAKIS. Paris 2001, Nr. 7.

<sup>7</sup> Ein bislang unpubliziertes Stück mit dieser Legende liegt in der Menil Collection (Houston, Texas).

Socrate de Constantinople, Histoire ecclésiastique. Livre I. Texte grec de l'édition G. C. HANSEN (*GCS*), traduction par †Pierre PÉRICHON s. j. et Pierre MARAVAL, introduction et notes par Pierre MARAVAL (*Sources Chrétiennes* 477). Paris, Editions du Cerf 2004. 267 S. ISBN 2-204-07214-1.

L'étude des historiens ecclésiastiques du cinquième siècle connaît un renouveau important les dernières années. C'est Socrate, auteur d'une Histoire ecclésiastique des années 324–439 en sept livres, qui se taille la part du lion, avec les monographies de M. WALLRAFF (*Der Kirchenhistoriker Sokrates. Untersuchungen zu Geschichtsdarstellung, Methode und Person [Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte* 68]. Göttingen 1997) et de Theresa URBAINCZYK (*Socrates of Constantinople. Historian of Church and State. Ann Arbor [Mich.]* 1997), et le recueil sous la direction de Balbina BÄBLER et H.-G. NESSELRATH (*Die Welt des Sokrates von Konstantinopel. Studien zu Politik, Religion und Kultur im späten 4. und frühen 5. Jh. n. Chr. Munich – Leipzig* 2001). Une monographie de notre main vient s'y ajouter (*Un héritage de paix et de piété. Étude sur les Histoires ecclésiastiques de Socrate et de Sozomène [Orientalia Lovaniensia Analecta* 142]. Boston–Paris–Leuven 2005).

L'ouvrage en considération constitue le premier volume de l'édition de Socrate dans les *Sources chrétiennes*. Il contient une introduction, le texte, une traduction française et des notes explicatives.

L'introduction offre un excellent état de la question sur Socrate. La première partie concerne l'auteur. L'historien, qui vit à Constantinople, est probablement né entre 380 et 390. P. Maraval accepte que Socrate était un novatien, et suggère même qu'il était un clerc. Il signale également que le titre *Scholasticus* n'est appliqué que tardivement à l'historien et, par conséquent, qu'on ne peut pas en déduire qu'il était un avocat. Cela explique aussi pourquoi ce volume parle de "Socrate de Constantinople" et non pas de "Socrate le Scholastique", le nom jusqu'à présent habituel.

La seconde partie de l'introduction discute le projet historique de Socrate. P. Maraval souligne que Socrate fait plus qu'écrire une histoire de la seule église (orthodoxe): c'est plutôt une histoire du christianisme, qui s'intéresse aux différentes églises. Cette histoire ecclésiastique s'intègre avec l'histoire profane dans une histoire générale, dont Socrate souligne l'évolution commune avec le terme "sympathie". En ce qui concerne le public de Socrate, P. Maraval note qu'il ne faut pas le chercher uniquement parmi la masse populaire, bien que certaines remarques de l'historien laissent entendre qu'il veut être compris par eux. Socrate s'adresse également à l'élite cultivée, ce dont témoignent ses excellentes connaissances de la littérature et de la philosophie.

La troisième partie de l'introduction offre un aperçu des sources du premier livre. Il faut y signaler en particulier que P. Maraval rejette l'hypothèse que l'Histoire ecclésiastique fragmentaire de Gélase de Césarée (qu'on situe d'habitude vers la fin du quatrième siècle) soit la source majeure de Socrate dans le premier livre. Il fait remarquer qu'on peut plus facilement supposer que Socrate a utilisé Rufin et il signale quelques différences entre Socrate et le texte reconstruit de Gélase qui rendent une dépendance de Socrate envers Gélase improbable.

Le texte est celui de l'édition de G.C. HANSEN (*Sokrates. Kirchengeschichte [GCS N.F.* 1], Berlin 1995), avec les corrections que celui-ci avait publiées dans *Zeitschr. f. Antikes Christentum* 2 (1998) 295–298. Quelques fois P. Maraval fait d'autres choix, en particulier en préférant parfois le texte des manuscrits grecs à celui des traductions arméniennes ou syriaques. Ces choix sont toujours justifiés. On peut signaler ici encore une petite cor-

rection qu'il aurait pu ajouter. Dans le symbole de Nicée (Socr. 1.8.30, page 22 ligne 13) G.C. Hansen écrit οὐκ ἦν πρὶν γεννηθῆναι, ce qui est en effet la forme la plus usuelle dans la tradition du symbole. Mais il n'y a qu'un seul manuscrit qui conserve ce passage de Socrate, en l'occurrence un manuscrit de Théodore le Lecteur (sixième siècle) qui a copié le texte de Socrate dans sa propre compilation, et ce manuscrit lit γεννηθῆ. Il faut donc préférer cette leçon.

Une autre remarque concerne la longue phrase 1.1.4–1.2.2, où Socrate définit le point de départ chronologique de son ouvrage. P. Maraval l'a scindée en deux, contrairement à l'édition de G.C. Hansen. Il nous semble que cela en modifie légèrement le sens. En mettant un point après ἐνθὲνδε ποθὲν τὴν ἀρχὴν ποιησάμενοι, l'entrée en matière devient la conversion de Constantin (312). Si l'on conserve la virgule, l'entrée en matière semble plutôt l'abdication de Dioclétien (305) et le début de la seconde tétrarchie, des événements qui sont racontés dans la phrase subordonnée qui commence avec ἡνίκα.

Le texte est présenté en général de façon très soignée, avec une petite coquille à la page 176 (lire μνήμην au lieu de μνημην). La traduction est claire et précise.

L'annotation est concise, tout en offrant beaucoup d'informations en ce qui concerne des contradictions internes chez Socrate, les sources parallèles, et la littérature moderne. Les notes sont très utiles car le premier livre de Socrate traite du début de la controverse arienne, une période dont la chronologie est très controversée. Le fait que nous ne disposons pas d'une reconstruction généralement admise, impose évidemment de faire un choix pour une reconstruction possible. P. Maraval suit en général celle offerte par Annick Martin (Le fil d'Arius: 325–335, *Revue d'Histoire ecclésiastique* 84 [1989] 297–333; Athanase d'Alexandrie et l'église d'Égypte au IVe siècle [328–373] [*Collection de l'École française de Rome* 216]. Rome 1996). Il date par conséquent en 335 la rentrée d'Arius au sein de l'église et n'accepte pas l'existence d'une "Nachsynode" de Nicée en 327/328, qui aurait réadmis l'hérésiarque. Ce sont des choix justifiés à notre avis, mais le lecteur doit tenir compte du fait que ce n'est pas la seule reconstruction possible.

Il y a très peu d'erreurs de frappe dans ce livre soigné. Signalons celles-ci: p. 179: par la mise en page il semble qu'il y a une note 1 sur la page 179, mais c'est la continuation de la note de page 178; p. 260 n. 1: lire "art. de D. Woods, cité p. 263 n. 2" au lieu de "cité note 282"; p. 263 n. 1: lire "VC IV, 66–70" au lieu de "VC IV, 66–6770"; sur le dos du livre: lire "s'achever en 439" au lieu de "438".

Ce premier volume de l'édition de Socrate dans la série "Sources chrétiennes" offre donc une excellente introduction à Socrate, un texte soigné, et une bonne traduction et annotation. Il se montrera donc très utile pour tous ceux qui s'intéressent à cette Histoire ecclésiastique de Socrate, et non seulement pour les savants d'expression française. Nous espérons que les autres volumes suivront dans un bref délai.

*Peter Van Nuffelen*

Romano il Melode, Cantici, a cura di RICCARDO MAISANO (*Classici Greci, Autori della tarda antichità e dell'età bizantina*, con la direzione di ITALO LANA e ANTONIO GARZYA), t. I–II. Turin, UTET 2002, 646 + 668 S., ISBN 88-02-05734-6.

Riccardo MAISANOS vorliegendes *opus magnum* enthält den Text und die italienische Übersetzung der 59 von Paul MAAS und Constantine A. TRYPANIS als „genuina“ anerkannten Hymnen<sup>1</sup>, des Akathistos Hymnos<sup>2</sup> und dreier „Dubia“<sup>3</sup>: der Weihnachtsstichera, des kurzen Versgebets und des Fragments des zweiten Hymnus auf den verschwenderischen Sohn (Nr. 83, 84, 87 MAAS / TRYPANIS = 13, 56, 29 GROSDDIER DE MATONS). Zu dieser Auswahl sei angemerkt, dass die Debatte darüber, welche Hymnen tatsächlich von Romanos stammen und welche er sicher nicht verfasst hat, seit der „Wiederentdeckung“ des Romanos geführt wird und von José GROSDDIER DE MATONS systematisiert und mit inhaltlichen, metrischen und formalen Details zu einem vorläufigen Endpunkt gebracht wurde<sup>4</sup>, ohne dass bisher für alle Hymnen eine endgültige Sicherheit gewonnen werden konnte. So bezweifle ich zwar die Echtheit der beiden Hymnen auf die vierzig Märtyrer von Sebaste, die im Jahr 320 das Martyrium erlitten (Nr. 57 und 58), da ich „hagiographische“ Hymnen für die Zeit des Romanos noch grundsätzlich als anachronistisch betrachte, gebe aber gerne zu, dass dies ein Irrtum sein kann. Auch M. behandelt das Problem (II 502f. und 520 und in der Einleitung, I 73f.) und lässt die Frage der Echtheit offen.

Die Einleitung behandelt in einem in neun Abschnitte unterteilten, aussagekräftigen Essay folgende Themen: 1. die Legende der wunderbaren, dem Meloden von der Theotokos verliehenen Gnadengabe, Hymnen zu schaffen, und ihre allgemeine literatur- und liturgiegeschichtliche Einordnung. – 2. die Frage nach der literarischen Gattung unter Berücksichtigung der griechischen patristischen Vorbilder. – 3. wahrscheinliche formale Vorbilder in der syrischen liturgischen Hymnographie und Predigtliteratur. – 4. den Aufbau des Kontakions bei Romanos und bei zeitgenössischen Meloden. – 5. die Einordnung in den gesungenen (rezitierten) Gottesdienst (*asmatikos*) im 5./6. Jahrhundert, wobei M. auf die starken „dramatischen“ Elemente hinweist (und den eleganten Vergleich mit Oratorien bringt, vgl. S. 21), zu Recht aber Überlegungen in Richtung auf „religiöses Theater“ zurückweist<sup>5</sup>. – 6. die Kommunikation des Meloden mit seinem Publikum, den Gläubigen, bei der Vermittlung der (theologischen) Inhalte der Hymnen. – 7. die Wege, die Romanos bei der Erklärung und Auslegung der Bibel geht, mit einem interessanten Hinweis auf die das Alte Testament interpretierenden *Targumim* (aram. „Übersetzungen“, vgl. S. 26). – 8. die Nähe des Romanos zu der hoch entwickelten Tradition der Rhetorik, mit der er durchaus eigenständig

<sup>1</sup> P. MAAS / C. A. TRYPANIS, *Sancti Romani Melodi Cantica. Cantica Genuina*. Oxford 1963.

<sup>2</sup> C. A. TRYPANIS, *Fourteen Early Byzantine Cantica (WBS 5)*. Wien 1968, 17–39.

<sup>3</sup> P. MAAS / C. A. TRYPANIS, *Sancti Romani Melodi Cantica. Cantica Dubia*. Berlin 1970, 164–181.

<sup>4</sup> J. GROSDDIER DE MATONS, *Romanos le Melode et les origines de la poésie religieuse à Byzance*. Paris 1977, 199–245.

<sup>5</sup> Vgl. hierzu W. PUCHNER, *Studien zum Kulturkontext der liturgischen Szene. Lazarus und Judas als religiöse Volksfiguren in Bild und Brauch, Lied und Legende Südosteuropas* (Denkschr. der phil.-hist. Kl. d. ÖAW 216). Wien 1991.

umgeht, indem er eine Formel- und Verweistechnik entwickelt, die nicht nur dem Zuhörer stets die Möglichkeit gibt, sich bei Einzelaussagen jeweils auch den gesamten Aufbau des Hymnus vorstellbar zu machen, sondern auch auf die besondere Sensorik „seines“ (Laien-) Publikums des 6. Jahrhunderts zugeschnitten ist. – 9. Überlegungen zur inhaltlichen Entwicklung der gottesdienstlichen Hymnen, für die M. bereits innerhalb des Oeuvres des Romanos Ansätze sieht, und die schließlich zur Ablösung des Kontakions durch den Kanon führt.

An die vorstehende Einführung schließt sich eine „Nota biografica“<sup>6</sup>, die den derzeitigen Wissensstand ausgewogen referiert, und eine reichhaltige „Nota bibliografica“<sup>7</sup>. Die anschließende „Nota critica“ bietet einen Überblick über die handschriftliche Tradition (inklusive der Papyri<sup>8</sup>) und über die gedruckten Editionen, letzteres mit zutreffenden kritischen Bemerkungen und mit interessanten Hinweisen zur Wissenschaftsgeschichte. M.s Plädoyer für eine angemessene Berücksichtigung der „westlichen“ Tradition ( $\Delta$ ) bei den mittelalterlichen Codices möchte ich nachdrücklich unterstützen.

Da die Tradition der Reihe *Classici Greci* bei der Wiedergabe des Originaltextes keinen kritischen Apparat vorsieht, bietet M. im Rahmen der „Nota critica“ schließlich ein umfangreiches Verzeichnis jener Textstellen, an denen er in der Textgestaltung von MAAS / TRYPANIS abweicht, sei es, dass er eigene Konjekturen vorschlägt oder dass er dem Text von GROSIDIER DE MATONS folgt.

An die Einleitung schließt sich der Hauptteil des Werkes, links der griechische Text, rechts die italienische Übersetzung, jeweils begleitet von kurzen Einleitungen zu jedem Hymnus und von ausgezeichnet recherchierten und inhaltsreichen Fußnoten. Am Ende des zweiten Bandes findet der Leser eine opulente Ausstattung mit Indizes, unter denen der Zitätenindex (unterteilt in Bibel, Patristik und andere Quellen) und der „Indice delle parole commentate“ hervorgehoben seien.

Es steht mir nicht zu, die sprachlichen Qualitäten der Übersetzung M.s zu bewerten, weshalb ich auf das positive Urteil von Fabrizio CONCA verweise<sup>9</sup>, dem ich mich bezüglich der philologischen Texttreue der Übersetzung vollinhaltlich anschließe. Es ist selbstverständlich, dass bei einem Werk mit einem Umfang von etwa 13.000 Versen die Übersetzung bzw. Interpretation einzelner Textstellen diskussionswürdig ist. CONCA hat bereits in seiner Anzeige einzelne Fälle diskutiert, weitere wurden von mir in einem jüngst erschienenen

<sup>6</sup> Ein Hinweis zu den Gedichten des Dioskoros von Aphrodito (I 37): Hier zeigte J.-L. FOURNET, *Hellénisme dans l'Égypte du VI<sup>e</sup> siècle. La bibliothèque et l'oeuvre de Dioscore d'Aphrodité (Mémoires de l'Institut Français d'Archéologie Orientale 115)*. Kairo 1999, 475–477, dass die Identifizierung mit Romanos höchstwahrscheinlich nicht zutreffend ist.

<sup>7</sup> Für die seit dem Erscheinen des Werkes von M. erschienene Literatur vgl. J. KÖDER, *Romanos Melodos*, in: *La Théologie byzantine et sa tradition*, hg. v. C. G. et V. CONTICELLO, Bd. I. (im Druck).

<sup>8</sup> Hierzu zwei Hinweise: 1. Ein Papyrusfragment wurde erst kürzlich entdeckt, s. die Publikation von St. PORTER / W.J. PORTER, *P. Vindob. G 26225: A new Romanos Melodos Papyrus in the Vienna Collection. JÖB 52 (2002) 135–148*, und hierzu meine Bemerkungen in *JÖB 53 (2003) 23–26*. – 2. Der P. Amst. I 24 hat jetzt die Signatur P. Vindob. G 26216.

<sup>9</sup> F. CONCA, Rezension in *BZ 96 (2003) 743–747*.

Beitrag behandelt und werden daher hier nicht erneut besprochen<sup>10</sup>; daher folgen hier nur wenige zusätzliche Bemerkungen<sup>11</sup>:

4.Pr II [I 166f.]: In A. 5 scheint mir der Verweis auf Od. 3.10 und Sir. 47.5 eher zuzutreffen als auf Ps.74.11.

23.9.4 [I 502f.]: Vielleicht sollte man ἔνδον τῆς τρυφῆς τὰ ἀγαθὰ besser mit „i tesori all'interno delle delizie“ als mit „i tesori di delizia all'interno“ übersetzen.

31.Pr II [II 10]: In A. 3 ist auf Hymnus 5.17.1 zu verweisen.

36.4.2 [II 98]: ἐπένευσεν ist wohl ein *lapsus calami* für ἐνέπνευσεν.

37.2.5 [II 114f. mit A. 10]: Ich schließe mich Maisano an und gehe vom Text in D aus, schlage aber folgende Textgestalt vor, die mir inhaltlich und metrisch besser zu passen scheint: ἡ τοῦτον φύσει χρύπτουσα βασιλεία, also: „die den in königlicher Natur verbirgt, / den ohne Zeugung / die Jungfrau gebiert ...“

38.18.7 [II 136f.]: In A. 29 scheint mir der Verweis auf I Cor. 6.13 passender.

39.Pr I. [II 140]: In A. 1 ist bei Lc. 4.18 darauf hinzuweisen, dass die Parallele lediglich in der „Konstantinopler“ Version des Lukasevangeliums erkennbar ist; vielleicht ist auch ein Verweis auf Is. 61.1f. zu ergänzen.

39.4.9 38.18.7 [II 142f.]: Ist θεολόγος („sacro autore“) eher als „Gotteskünder“ (etwa „banditore di Dio“) zu übersetzen?

39.18.2 [II 150f.]: M. E. ergibt die Konjekturen von Orphanidis (von MAAS / TRYPANIS übernommen), der das οὐ des Codex durch σοὶ ersetzt, einen besseren Sinn.

83.1.3 [II 554]: In A. 1 ist das Bibelzitat zu I Cor. 2.4 zu korrigieren.

83.14.1 und 17.4 [II 558–581]: ῥάμνος ist unpassend und in beiden Fällen durch ἀμνός zu ersetzen.

Akathistos Hymnos [II 579ff.]: Gegenüber der Datierungseingrenzung zwischen 431 und dem „letzten Viertel des 5. Jahrhunderts“ (S. 580) sei hier erneut darauf hingewiesen, dass Leena Mari PELTOMAA (von M. zitiert) gute Gründe dafür vorbringt, dass eine Entstehung nach 451 in Hinblick auf die Terminologie nicht wahrscheinlich ist<sup>12</sup>.

Dass diese wenigen Hinweise an einem uneingeschränkt positiven Urteil nichts ändern, versteht sich von selbst. Riccardo MAISANO einleitende Präsentation und die Übersetzung der Hymnen des Romanos Melodos ist mustergültig und wird die weitere Romanos-Forschung für lange Zeit prägen.

Johannes Koder

<sup>10</sup> Vgl. J. KODER, Konjekturenvorschläge zu Hymnen des Romanos Melodos. *JÖB* 54 (2004) 97–112; es handelt sich um die folgenden Textstellen: 3.5 und 9 [I 152f. und 156f.], 9.13 und 22 [I 262f. und 270f.], 13.10 [I 328f.], 14.3 [I 342f.], 39.8 und 18 [II 144f. und 150f.], 43.19 [II 226f.], 48.3 [II 348f.], 51.17 [II 414f.], 53 Refrain [II 438–441], 54.24 [470f.], 83.14 und 17 [II 558–561], sowie 84.24 [II 570f.].

<sup>11</sup> Zählung nach MAISANO = MAAS / TRYPANIS, in [...] Band und Seitenzahl bei MAISANO.

<sup>12</sup> Vgl. jetzt L.M. PELTOMAA, *The Image of the Virgin Mary in the Akathistos Hymn (The Medieval Mediterranean 35)*, Leiden / Boston / Köln 2001.

Οι σκοτεινοί αιώνες του Βυζαντίου (7ος–9ος αι.) – The Dark Centuries of Byzantium (7th–9th c.). Επιμέλεια έκδοσης – Editor: Eleonora ΚΟΥΝΤΟΥΡΑ-ΓΑΛΑΚΕ (*Εθνικό Ίδρυμα Ερευνών, Ινστιτούτο Βυζαντινών Ερευνών, Διεθνή Συμπόσια – National Hellenic Research Foundation, Institute for Byzantine Research, International Symposium 9*). Athen 2001. 462 S. ISBN 960-371-015-6.

Die Erforschung der sogenannten Dunklen Jahrhunderte hat in den letzten Jahren durch eine Reihe wichtiger Beiträge neue Impulse bekommen. Neue Facetten sind auch im vorliegenden Band, welcher die Beiträge eines in Athen im Mai 1999 abgehaltenen Symposiums wiedergibt, enthalten. Ich werde hier nicht alle Artikel des Bandes besprechen, sondern mich auf zwei zentrale Forschungsanliegen konzentrieren. Vorab ist anzumerken, dass dieses Werk erwartungsgemäß nicht alle Aspekte der zu untersuchenden Periode behandelt, etwa nicht den Ikonoklasmus oder die literarische Produktion (bzw. deren Mangel) dieser Zeit (siehe den zusammenfassenden Überblick von J. HALDON, *Byzantium in the Dark Centuries: Some Concluding Remarks*, 455–462, hier 457).

Wie bereits im Vorwort (Sp. VRYONIS, E. CHRYSOS, 9) des Buches vermerkt wird, wurde die Rekonstruktion der byzantinischen Geschichte des 7. bis 9. Jahrhunderts durch die Ergebnisse der neueren archäologischen Forschungen und Interpretationen erheblich bereichert. Eine Reihe von Aufsätzen bestätigen diesen Trend. J. RUSSELL (*The Persian Invasions of Syria/Palestine and Asia Minor in the Reign of Heraclius: Archaeological, Numismatic and Epigraphic Evidence*, 41–71) bringt bedeutende methodologische Einwände gegen historische Interpretationen vor, die nur auf archäologischem Material basieren, ohne sich auf schriftliche Quellen zu können. Seiner Meinung nach sind sie nur Arbeitshypothesen und sollten nicht unkritisch übernommen werden (64). Anhand der spärlichen archäologischen Funde in Syrien und Palästina sowie in Kleinasien, welche zuletzt verwendet wurden, um die historischen Ereignisse des frühen 7. Jahrhunderts, allen voran die sassanidischen Eroberungen, zu untermauern, zeigt RUSSELL, dass sie weder genügend noch klar zu deuten sind. Für den griechischen Raum zeigt der Aufsatz von Th. VÖLLING (*The Last Christian Greeks and the First Pagan Slavs in Olympia*, 303–323), wie ein historisches Ereignis tatsächlich archäologisch nachgewiesen werden kann: die griechische Bevölkerung und die slawischen Einwanderer in Olympia haben nie nebeneinander gelebt, vielmehr haben die Letzteren die Ersteren als Bevölkerungsgruppe vor Ort ersetzt. Eine Synthese des archäologischen Materials über die Peloponnes bietet der Beitrag von A. LAMPROPOULOU, E. ANAGNOSTAKES, B. KONTE und A. ΠΑΝΟΠΟΥΛΟΥ (*Συμβολή στην ερμηνεία των αρχαιολογικών τεκμηρίων της Πελοποννήσου κατά τους «σκοτεινούς αιώνες»*, 188–229). Die Autoren bestätigen zwar die gängige Meinung, dass der östliche Teil der Halbinsel eine größere Bautätigkeit, geringere numismatische Evidenz und eine deutlichere Präsenz der byzantinischen Autorität als der südliche und der westliche aufweist, betonen jedoch, dass diese Unterschiede geringer sind, als bisher angenommen.

Unter den Sachresten, welche die Archäologie untersucht, spielt die Keramik eine wichtige Rolle, vor allem in einer relativ quellenarmen Periode wie der hier zu untersuchenden. Eine klare und nachweisbare Typologie, die zu einer genaueren Datierung führen kann, ist ein wichtiges Instrument, um Informationen über die Besiedlungsgeschichte, den Handel und die Alltagsgeschichte zu sammeln. In seinem Beitrag untersucht F. CURTA (*The “Prague” Type. A Critical Approach to Pottery Classification*, 171–188) den gleichnamigen Keramik-Typus und argumentiert gegen seine bisherige Identifikation als ein spezifisch und exklusiv auf slawische Ethnizität verweisender. CURTAS Argumentation ist hier eher summarisch präsentiert; dennoch scheinen seine kulturhistorischen Ausführungen über die In-

strumentalisierung des Prag-Typus durch die sowjetische und polnische Archäologie zuzutreffen. Falls sich seine Meinung in den akademischen Kreisen durchsetzt, hätte dies unter anderem weitreichende Implikationen für die Identifikation, Datierung und Auswertung von slawischen Siedlungen in Griechenland. Der Band enthält auch zwei weitere Fallstudien zu Keramik: N. ΠΟΥΛΟΥ-ΠΑΡΑΔΕΜΕΤΡΙΟΥ (Βυζαντινή κεραμική από τον ελληνικό νησιωτικό χώρο και από την Πελοπόννησο [7<sup>ος</sup>–9<sup>ος</sup> α.]: μια πρώτη προσέγγιση, 231–266) behandelt vor allem Funde aus der Peloponnes und Kreta und kommt zu einer Reihe von Schlüssen. In der genannten Periode wird Keramik fast ausschließlich lokal produziert, wobei man feststellen kann, dass die Hersteller experimentelle Verbesserungen an diesen Objekten durchführten. Schließlich schlägt die Autorin vor, den sogenannten LR2 Gefäß-Typus als „byzantinisch“ zu bezeichnen, da er zu jener Zeit fast uniform produziert und vielerorts zu finden war. M. ΤΟΥΜΑ (Chypre: céramique et problèmes, 267–291) präsentiert ihre Forschungen zur zypriotischen Keramik von Amathon. Ort und Produktion erreichten ihren Höhepunkt zwischen dem 5. und dem 7. Jahrhundert und sind daher für die Fragestellungen des Bandes nur am Rande relevant.

Der zweite Forschungstrend, der in diesem Band durch eine Reihe von Beiträgen vertreten ist, betrifft die Wirtschaftsgeschichte der Dunklen Jahrhunderte. Obwohl nicht ausdrücklich erwähnt, ist die Diskussion über diese Thematik immer noch der Debatte rund um die These von H. PIRENNE über den Niedergang des Handels als Folge der arabischen Expansion verhaftet.<sup>1</sup> Auch die Autoren der folgenden Beiträge sammeln Informationen und Argumente, um ein differenziertes Bild dieser Periode zu zeichnen. F.R. TROMBLEY (Mediterranean Sea Culture Between Byzantium and Islam c. 600–850 A.D., 133–169) untersucht das Leben zur See und am Meer (sea-life) und die Seefahrt im Mittelmeerraum im besagten Zeitraum. Er zeigt, dass die damaligen technischen Innovationen kaum einen längerfristigen Vorteil für die Seefahrt gebracht haben, und konzentriert seine Untersuchung auf die neue byzantinische Marine und die demographischen und sozialen Folgen der arabischen Präsenz im Mittelmeer für die Küstengemeinden. Für TROMBLEY ist diese Thematik eher ein weiter zu verfolgendes Forschungsvorhaben; er erwartet sich neue Impulse von den archäologischen Untersuchungen und der Publikation von bisher unedierten arabischen Texten. M. GEROLYMATOU (Εμπορική δραστηριότητα κατά τους οξοτεινούς αιώνες, 347–364) bietet eine Synthese der historischen Fakten darüber, dass der Handel (vor allem der Fernhandel auf See) zu dieser Zeit nicht zum Stillstand gekommen ist. Ihre Hauptquellen sind hagiographische Texte (Viten und Miracula von Demetrios, Nikolaos, Artemios, Georgios von Amastris, Gregorios Dekapolites und Willibald von Eichstätt). Sie zeigt die Handelsbeziehungen zwischen Byzanz und Nordafrika am Anfang des 7. Jahrhunderts auf und – was noch viel bedeutender ist – auch den Handel, der zwischen dem Reich und den arabischen Staaten ab den späteren Jahren des selben Jahrhunderts betrieben wurde. Ein Tippfehler ist wohl, dass die letzte Pestwelle der Justinianischen Pest anstatt ins Jahr 745 ins Jahr 754 datiert wird (357).<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Der vielleicht wichtigste Beitrag der letzten Jahre zur aktuellen Rezeption von Pirenne ist R. HODGES, D. WHITEHOUSE, Mohammed, Charlemagne and the Origins of Europe. Archaeology and the Pirenne Thesis. London 1983; dabei ist vor allem die jüngere französische Ausgabe Mahomet, Charlemagne et les origines de l'Europe, übersetzt von C. Morrisson unter Mitwirkung von J. Lefort, J.-P. Sodini (*Réalités Byzantines* 5). Paris 1996 zu berücksichtigen, in der das Werk bibliographisch und inhaltlich aktualisiert ist.

<sup>2</sup> D. Ch. STATHAKOPOULOS, Famine and Pestilence in the Late Roman and Early Byzantine Empire (*Birmingham Byzantine and Ottoman Monographs* 9). Aldershot 2004.

Die Numismatik verbindet Aspekte der Archäologie und der Wirtschaftsgeschichte und kann auf diese Weise Licht in die Handels- und Geldgeschäfte der Zeit bringen. Der Beitrag von C. MORRISON (*Survivance de l'économie monétaire à Byzance [VIIe–IXe s.]*, 377–397) betont, dass in den Dunklen Jahrhunderten (eine Periode, in welcher die monetäre Wirtschaft zugunsten der Tauschwirtschaft zurückgegangen war) die Erstere an drei Hauptorten weiterhin funktionierte: in Konstantinopel, in den militärischen Stützpunkten, in den Provinzen und in einigen Küstengegenden, deren Sicherheit von der byzantinischen Flotte gewährleistet wurde. Den letzten Ansatz greift V. PENNA (*Νομισματικές νύξεις για τη ζωή στις Κυκλάδες κατά τους 8<sup>ο</sup> και 9<sup>ο</sup> αιώνες*, 399–410) auf und behandelt als Fallbeispiel die kykladischen Inseln (allen voran Naxos, Santorini und Delos). Das Bild, das aus ihrer Darstellung entsteht, unterscheidet sich deutlich von dem des festländischen griechischen Raumes oder Kleinasiens: das wirtschaftliche bzw. soziale Leben auf diesen Inseln scheint in dieser Periode ohne größere Brüche weitergegangen zu sein.

Die besprochenen Beiträge machen deutlich, dass die Fiktion der Charakterisierung dieser Periode als dunkel nicht mehr aufrecht zu erhalten ist, wie es ein in der Populärforschung weit verbreitetes Klischee will. Die Suche nach neuen Quellen, vor allem aus dem Bereich der Archäologie, und die differenzierte Interpretation der vorhandenen schriftlichen Zeugnisse bringt eine neue Dynamik in die Erforschung dieser Phase der byzantinischen Geschichte.<sup>3</sup>

*Dionysios Ch. Stathakopoulos*

---

Nr. 220. Kurz nach der Publikation dieses Bandes ist das monumentale Werk von M. McCORMICK, *Origins of the European Economy*. Cambridge 2002, erschienen. Darin wird ein neues Bild der Kommunikation und des Handels im Mittelmeerraum entworfen, basierend auf einer bemerkenswerten Quellenbasis. McCORMICKS Augenmerk ist vor allem auf den Handel (besonders den Sklavenhandel), den Verkehr von Reliquien und Münzen und die Reisen von Pilgern und Diplomaten gerichtet; er hat dazu eine Datenbank erstellt, welche über 800 Fälle von Kommunikation/Reisen in und um das Mittelmeer aufzeichnet. Er zeigt, dass zwar eine kurze Phase der Kontraktion im internationalen Handel zwischen dem Karolingischen Westen, Byzanz und Islam im siebten Jahrhundert stattfand, der jedoch ein „Revival“ im 8. und 9. Jahrhundert folgte.

<sup>3</sup> Die übrigen Artikel des Bandes sind: I. SHAHĪD, Heraclius and the Theme System Revisited: the Unfinished Themes of Oriens, 15–40; M. LEONTSINI, Θεραπευτικές πεποιθήσεις και γλωσσική διατύπωση τον 7<sup>ο</sup> αιώνα, 73–87; W. BRANDES, Konstantin der Große in den monotheletischen Streitigkeiten des 7. Jahrhunderts, 89–107; S. LAMPAKES, Παρατηρήσεις σχετικά με τις όψεις της αρχαιογνωσίας στο έργο του Ιγνατίου Διακόνου, 109–132; A. AVRAMEA, Les Slaves dans le Péloponnèse, 293–302; E. ANAGNOSTAKES, «Περιούσιος λαός», 325–345; M. KAPLAN, Quelques remarques sur la vie rurale à Byzance au IX<sup>e</sup> siècle d'après la Correspondance d'Ignace le Diacre, 365–376; T. C. LOUNGHS, Some Gaps in a Social Evolution Theory as Research Directions, 411–420; E. KOUNTOURA-GALAKE, Προσρρήσεις μοναχών και ανάδειξη αυτοκρατόρων στη διάρκεια των «σκοτεινών αιώνων», 421–441; V. N. VLYSSIDOU, L'empereur Théophile „chérissant les nations“ et ses relations avec la classe supérieure de la société byzantine, 443–453.

Erich LAMBERZ, Die Bischofslisten des VII. Ökumenischen Konzils (Nicaenum II) (*Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Abhandlungen, Neue Folge* 124). München, Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (in Kommission beim Verlag C. H. Beck München) 2004. 88 S. 4°. ISBN 3-7696-0119-X.

Erich Lamberz (nachfolgend EL) arbeitet im Auftrage der Bayerischen Akademie der Wissenschaften an der kritischen Edition der Akten des VII. Ökumenischen Konzils, Nikaia 787 (Nicaenum II) für die Reihe *Acta Conciliorum Oecumenicorum*, in der auch schon die Akten der vorangegangenen ökumenischen Konzilien von E. Schwartz, J. Straub und R. Riedinger kritisch ediert worden sind (vgl. S. 7 A. 2). Dies ist insofern von Bedeutung, als die äußerst umfangreiche Forschung zum VII. Ökumenischen Konzil und damit zusammenhängend zum byzantinischen Bilderstreit bzw. Ikonoklasmus (beides Begriffe, die das Problem unzureichend beschreiben, wissenschaftlich exakter wäre die Formulierung: zu der theologischen Auseinandersetzung über die Rechtmäßigkeit der Verehrung von Ikonen und anderen bildlichen Darstellungen von Jesus Christus, der Gottesmutter und anderer Heiliger vornehmlich innerhalb des Patriarchats von Konstantinopel) sich bisher zwangsläufig auf die unkritische Edition der Akten von J. B. MANSI stützen muß (*Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio*, Florenz–Venedig 1759ff. [Ndr. Paris 1901ff.; Graz 1960–1962]; vgl. bes. Bischofslisten, S. 11). In der vorliegenden Untersuchung widmet sich EL im vorab einem speziellen Problem dieser Akten, nämlich den Bischofslisten, die sich entweder als direkte Unterschriftslisten oder als Anwesenheits- bzw. Präsenzlisten oder als Akklamationslisten an verschiedenen Stellen dieser Akten finden (vgl. S. 7f.).

Die 88 Seiten des Heftes gliedern sich in folgende Abschnitte: „Einleitung“ (S. 7f.), „Die Bischofslisten im Rahmen der Gesamtüberlieferung der Akten“ (S. 8–10), „Die bisherigen Editionen und die bisherige Forschung“ (S. 10–12), „Die Überlieferung der einzelnen Listen“ (S. 12–17), „Die *Notitiae episcopatum* und die Bischofslisten von 787“ (S. 17–25), „Zur Beurteilung der Listen“ (S. 25–33), „Die Zahl der Konzilsteilnehmer“ (S. 33–35), „Schlußfolgerungen“ (35–37), „Konkordanz der Listen“ (S. 39–79), Abkürzungsverzeichnis und Index der Bistümer und Provinzen (S. 81–88).

Die von EL einführend dargelegten Erkenntnisse und Überlegungen zur Überlieferung und den bisherigen Editionen der Bischofslisten im Rahmen der Gesamtüberlieferung der Akten geben natürlich bereits einen kleinen Ausblick auf seine Ergebnisse hinsichtlich der Überlieferung der Akten an sich, die EL in seiner Edition sicherlich noch ausführlicher darstellen wird (zu bisherigen Vorarbeiten EL's zu dieser Problematik s. S. 8 A. 7). Denn diese Bischofslisten sind eben stets im Rahmen der Akten überliefert, und es gibt keine eigenständige Überlieferung. Für die Textkonstitution der Bischofslisten (und damit auch der Akten) wurden von EL vier griechische Hss. (nämlich HVTM) und vier lateinische Hss. (PV und EH [Renaissance-Hss.]) der Konzilsakten des VII. Ökumenischen Konzils für wesentlich erachtet. Folgerichtig stellt EL auch fest, daß aus der Untersuchung der Überlieferung der Bischofslisten „Konsequenzen für das Verständnis der Gesamtüberlieferung der Akten und für deren Editionen zu ziehen sind“ (S. 11).

In dem Abschnitt zur „Überlieferung der einzelnen Listen“ wird die Überlieferungssituation der einzelnen Listen detailliert erläutert (nicht alle Hss. enthalten sämtliche Listen!) und die Unterschiede in den einzelnen Hss. und frühen Editionen ausführlich diskutiert. Der anschließende Vergleich der Bischofslisten aus den Akten des VII. Ökumenischen Konzils mit den Bischofslisten der *Notitiae episcopatum* erfolgt tabellarisch, in Form einer Konkordanz (S. 18–22). Der Vergleich zeigt eine weitgehende Übereinstimmung in der tra-

ditionellen hierarchischen Ordnung zwischen den Bischofslisten in den Akten und den *Notitiae*. Abweichungen treten vornehmlich bei der Einordnung jüngerer Metropolen auf, deren genaue Position innerhalb der Hierarchie zum Zeitpunkt des Konzils eben noch nicht endgültig feststand. Die Entwicklungen in der Hierarchie, wie sie in den zeitlich auseinanderliegenden *Notitiae* greifbar sind, werden im Vergleich mit den Bischofslisten von 787 kritisch beleuchtet. Es folgt eine abschließende Betrachtung der Listen. Dabei werden die Fehler, Abweichungen und Unregelmäßigkeiten der einzelnen Listen notiert und analysiert und Überlegungen zur Entstehung der Listen und ihrer Überlieferung angestellt. Die wichtigsten Ergebnisse dabei sind: Die Liste E (die Präsenzliste der 7. Sitzung) gehörte nicht zum ursprünglichen Textbestand der Akten, sondern stellt eine spätere Kompilation dar. Die Liste D (die Subskriptionsliste der 4. Sitzung) ist zwar in ihrem Grundbestand sicherlich echt, hat jedoch in vielerlei Hinsicht spätere Zusätze und Veränderungen erfahren. Schließlich verdient die Liste F (die Subskriptionsliste der 7. Sitzung) das weitaus größte Vertrauen (s. S. 35). Im Anschluß beschäftigt sich EL mit der Zahl der Konzilsteilnehmer, die in den einzelnen Listen und anderen Zeugnissen recht unterschiedlich angegeben wird, nämlich mit zwischen 301 und 367 Teilnehmern, ohne hier zu einem präzisen Ergebnis gelangen zu können. In den abschließenden „Schlußfolgerungen“ beschreibt EL die Folgen seiner Untersuchung der Überlieferung der Bischofslisten für die Gesamtüberlieferung der Akten im Rahmen einer äußerst interessanten „vorläufigen Hypothese zur Gesamtüberlieferung der Akten“, die gut als Kernstück seiner vorgelegten Arbeit bezeichnet werden darf. Dem schließt sich in der „Konkordanz der Listen“ eine Art synoptische Edition der Bischofslisten des VII. Ökumenischen Konzils an, der ein ausführlicher und äußerst nützlicher Kommentar in den Anmerkungen beigegeben ist. Das Abkürzungsverzeichnis und ein Index der Bistümer und Kirchenprovinzen schließen das Heft ab.

EL's Arbeit ist geprägt von profunder Sachkenntnis und höchster philologischer Genauigkeit. Sie stellt zum einen einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung der kirchlichen (vor allem, aber nicht nur der byzantinischen) hierarchischen Ordnung dar, ist mithin eine wichtige Ergänzung etwa zu den *Notitiae episcopatum* und steht in der Tradition anderer Arbeiten zu den Bischofslisten der vorangegangenen Konzilien (vgl. H. OHME, *Das Concilium Quinisextum und seine Bischofsliste. Studien zum Konstantinopler Konzil von 692* [*Arbeiten zur Kirchengeschichte* 56], Berlin–New York 1990, S. 77 A. 1, dort die ältere Literatur), zum anderen ist sie die bisher umfassendste und gründlichste Darstellung der Überlieferungsgeschichte nicht nur der Bischofslisten, sondern des gesamten Textbestandes der für die historische Forschung so wichtigen Akten des VII. Ökumenischen Konzils, Nikaia 787 (Nicaenum II).

Thomas Pratsch

Gerhard PODSKALSKY, *Von Photios zu Bessarion. Der Vorrang humanistisch geprägter Theologie in Byzanz und deren bleibende Bedeutung* (*Schriften zur Geistesgeschichte des östlichen Europa* 25). Wiesbaden, Harrasowitz 2003. 101 S. ISBN 3-447-04752-6.

Während man bei der Anzeige von Monographien oft den Eindruck hat, dass der Autor bei einiger Disziplin und bei entsprechender Befähigung auch mit der halben Seitenzahl ausgekommen wäre, hat man es hier mit einer kondensierten Aussage zu tun. Gerhard PODSKALSKY plädiert in einer knappen „Streitschrift“ für eine ausgewogene, der Traditionsvielfalt gerecht werdende Auseinandersetzung mit der byzantinischen Theologie, wobei er sich

in Kritik bzw. Polemik deutlich zurückhält. Dies geschieht wohl auch unter dem Eindruck der ersten beiden Aspekte, die P. als Gemeinsamkeiten „seiner“ Theologen festgestellt hat, nämlich der Wertschätzung der *philia*<sup>1</sup> und der von dieser nicht zu trennenden und auf Wertschätzung des andern beruhenden, gegenseitigen Kritik.

Innerhalb eines die Patristik ausschließenden chronologischen Rahmens, der mit dem Patriarchen Photios beginnt (wodurch z. B. Theodoros Studites nahezu durch den Rost fällt) und mit Joseph von Methone endet, sind es mehr als siebenzig humanistisch eingestellte Theologen der Byzantiner, die P. namhaft macht, wobei er jedoch die selbstgewählten Zeitgrenzen überschreitet, sobald es sich aus der Sicht seiner Argumentation her als zielführend erweist. Die Liste (16f.) spricht für sich und unterstreicht P.s Hinweis auf die theologischen Interessen vieler Gebildeter, die in weltlichen Berufen tätig waren oder jedenfalls aus unserer Sicht nicht in erster Linie als Theologen verstanden werden; es handelt sich um Gelehrte, die methodisch auch in der Theologie den seit der Antike gepflegten Wissenschaften verpflichtet sind (14f.)<sup>2</sup>. In diesem Zusammenhang belegt P. deren „kritisch auswählende, die totale Ablehnung vermeidende Haltung gegenüber der griechischen Bildung“ (S. 63), die freilich auch ausserhalb dieses Kreises so verbreitet gewesen sein dürfte, dass die Ablehnung „hellenischen“ Denkens bisweilen den Eindruck einer lediglich schablonenhaften Pflichtübung erweckt (so selbst im Pfingsthymnus des Romanos Melodos).

P. stellt sein Thema anhand einer „Kette“ von zehn unterschiedlichen Gemeinsamkeiten dar, die er bei den von ihm benannten Theologen bei allen sozialen und doktrinalen Unterschieden feststellt. Am Beginn stehen die beiden ersten, oben bereits genannten Aspekte (*b*, *c*) und, als dritter (*d*), die geistige Verwurzelung in den drei Kappadokiern und in Johannes Chrysostomos (besonders in der seit der Mitte des 11. Jahrhunderts kanonisierten Konstellation der drei Hierarchen, Basileios des Großen, Gregors des Theologen und des Johannes Chrysostomos) als den Vorbildern für eine Integration der klassischen Bildung in die christliche Lehre (S. 52f.). Aus der Tatsache, dass wohl überhaupt kein theologischer Schriftsteller der Byzantiner ohne die Kenntnis der genannten frühen Kirchenväter auskommt, ergibt sich freilich ganz allgemein die Frage, ob es eine christliche Theologie ohne Einbeziehung der „hellenischen“ Philosophie überhaupt gibt.

Die nächste Gemeinsamkeit (*e*) ist das „De-facto-Monopol im Fach Exegese“: Hier dokumentiert P. anhand zahlreicher Belege zu den einzelnen Theologen, dass der Vorwurf, die Exegese sei nachpatristisch in Verfall geraten, unzutreffend ist; der Beweis wird formal, durch die Aufzählung der Werke geführt, denn inhaltlich bedürfte schon diese Dokumentation einer eigenen Monographie. Der folgende Punkt (*f*) – Einbeziehung antiker Mythen zur Deutung der christlichen Heilsmysterien – scheint mir zwar zuzutreffen, aber für *theologisches* Denken und Schreiben wenig relevant zu sein. Aus der Notwendigkeit, sich seinem schriftlichen Erbe auf unterschiedlichen Wegen zu stellen, ergibt sich eine unterschiedlich große Distanz zu einer echten Einbindung der Mythen. – Bei der Gemeinsamkeit philologischen Interesses verbindet P. (in seinem Drang zur Knappheit?) als nächstes (*g*) zwei

<sup>1</sup> Vgl. G. PODSKALSKY, Die allseitige Hochschätzung der Freundschaft (*φιλία*) bei den humanistisch gesinnten Theologen in Byzanz (von Photios bis Bessarion). *Studi sull' Oriente Cristiano* 7 (2003) 129–146.

<sup>2</sup> Speziell zu Psellos vgl. G. PODSKALSKY, Humanismus und Theologie in Byzanz: ein vernachlässigtes Kapitel. Die humanistischen Theologen des 11. Jahrhunderts, insbesondere Michael Psellos, in: *Η Μακεδονία κατά την εποχή των Παλαιολόγων*. Thessalonike 2002, 317–329.

wichtige, aber unterschiedliche Aspekte, das Kopieren griechischer Handschriften und die Übersetzungstätigkeit aus der lateinischen Theologie. Es folgt (*h*) die häufige Konfliktsituation der humanistischen Theologen gegenüber der kirchenamtlichen Autorität, wobei in diesem Fall die bisherige Dokumentation einseitig gewichtet, da die Spätzeit das Interesse überproportional auf sich gezogen hat; P. plädiert für systematische Untersuchungen über Korrektheit der damaligen kirchlichen Prozesse, eine Forderung, die über die humanistischen Angeklagten hinaus erweitert werden kann (z. B. für Symeon den Theologen).

Den engeren theologischen Bereich verlässt P. mit dem Hinweis darauf, dass (*i*) die humanistischen Theologen („und nur sie!“, S. 77) auch durch ihr Engagement in sozialer Theorie und Praxis (wiederum in patristischer Tradition) hervortraten. Auch hier dokumentiert P. reichlich, jedoch lediglich die positive Bilanz, d. h. aufgrund der Schriften „seiner“ Autoren. – Daran schließt die Feststellung (*j*), dass auch unter den Humanisten-Theologen „kanonisierte“ Heilige zu finden sind, wobei bei eingehender Behandlung des Themas zunächst vorweg die Frage nach dem Kanonisierungs-Procedere – zeitlich und nach Regionen differenziert – zu besprechen wäre. Als letzten Punkt (*k*) zeigt der Verf., dass (manche) humanistische Theologen die Methodendiskussion nicht scheuten und einer ernsthaften Einbeziehung der *theoria physike* nicht auswichen.

Der vorliegende schmale Band ist nicht systematisch aufgebaut, jedoch aus den Quellen und hinsichtlich der Literatur reich dokumentiert<sup>3</sup>, und er bietet eine Fülle von Hinweisen auf Querverbindungen. Er ist in keiner Hinsicht „fertig“ und erhebt ausdrücklich auch keinen diesbezüglichen Anspruch, sondern versteht sich als Appell, „halb vergessene, verdrängte und verborgene Schätze neu ins Bewusstsein zu heben und ihr Daseinsrecht, ja ihre Notwendigkeit (z. B. auf dem Felde der Exegese) zu verteidigen“ (S. 87). Wünschenswert ist, dass als Folge dieser Palette von verfolgenswerten Anregungen ausführliche Untersuchungen zu den einzelnen behandelten Aspekten erfolgen, und zwar unter Einbeziehung der byzantinischen „Gegenseite“, so dass zu P.s Ergebnissen jeweils die „Gegenprobe“ gemacht werden kann. Diese Aufgabe käme Theologen mit exzellenten Kenntnissen der (spät)antiken Philosophie und der griechischen Philologie zu.

Johannes Koder

R. J. MACRIDES, *Kinship and Justice in Byzantium, 11th–15th Centuries*. Aldershot, Ashgate Variorum 1999. ISBN 0-86078-799-0. VIII + 320 S.

Der vorliegende Band versammelt verschiedene rechts- und sozialhistorische Studien der Autorin, die in byzantinistischen und rechtshistorischen Zeitschriften oder als Buchbeiträge im Zeitraum von 1984 bis 2000 erschienen sind. Wie in der *Variorum Collected Studies Series* üblich werden die Artikel in ihrer ursprünglichen Form photomechanisch wiedergegeben (mit wenigen Ergänzungen am Ende jedes Artikels). Für künftige Unternehmen wäre darauf hinzuweisen, daß bei der Reproduktion eines Artikels, der in den großformatigen *Dumbarton Oaks Papers* erschienen ist (im vorliegenden Fall Artikel II und XII), dies jedoch zur Folge hat, daß durch die Verkleinerung die Lesbarkeit erheblich beeinträchtigt wird.

Die Studien sind in thematische Gruppen unterteilt. Die ersten fünf Aufsätze beschäftigten sich mit verschiedenen Formen der Knüpfung gesellschaftlicher Beziehungen, wobei

---

<sup>3</sup> Der Artikel von G. KAPRIEV, Gibt es eine byzantinische Philosophie? *Ostkirchliche Studien* 51 (2002) 3–28, war P. nicht mehr zugänglich.

die Artikel I bis III den geistlichen Beziehungen Patenschaft und Adoption gewidmet sind, mit denen über die Familie hinausgehende Kontakte geknüpft werden. *The Byzantine Godfather* (I) ist eine umfassende und erschöpfende Untersuchung der Rolle, die die Patenschaft in der byzantinischen Gesellschaft spielte. Ruth Macrides zieht dazu alle ihr zur Verfügung stehenden Quellen heran. Das geistliche Band der Patenschaft zog verschiedene kanonische Eheverbote nach sich; andererseits übernahmen Paten nach dem Ableben der Eltern oft die Sorge für das Kind. Patenschaft unterstrich und stärkte die Freundschaft zwischen Familien und spielte eine wichtige Rolle im politischen Gefolgschaftswesen. Kaiser – wie heutzutage politische Führer in Griechenland und wohl auch andernorts – hatten bisweilen unzählige Patenkinder. Die Beziehung von Georgios Sphrantzes zu Konstantinos XI. Palaiologos ist dafür ein charakteristischer Fall aus der Spätzeit des byzantinischen Reiches: Sphrantzes war seit Kindheitstagen mit Konstantinos befreundet und zählte zu seinen treuesten Anhängern. Der Kaiser übernahm sowohl die Rolle des Trauzeugen als auch diejenige des Taufpaten von zwei Kindern seines Gefolgsmannes (in Griechenland gehen heute beide Funktionen sehr oft miteinander einher). In seinen Lebenserinnerungen betont Sphrantzes immer wieder die große familiäre Vertrautheit mit dem Kaiser und illustriert das Naheverhältnis (Chronicon XXXIII 3, ed. MAISANO 120, 3), indem er seine Frau Konstantinos gegenüber als *ουντέχνισσα* bezeichnet. Anstoß für Macrides' sozialhistorische Studien waren, wie die Autorin im Vorwort erklärt, Beobachtungen auf Reisen in Griechenland. Dort wirken byzantinische Strukturen mitunter noch fort. Wie auch in anderen Gebieten der Balkanhalbinsel, findet sich dort, insbesondere auf Kreta, auch heute noch die Übernahme der Patenschaft eines Kindes zum Zwecke der Beilegung einer Blutfehde. Diese archaische Sitte bildet den Hintergrund zu dem jüngst erschienenen Roman der renommierten griechischen Schriftstellerin Ioanna Karystiani, *Κοστούμ στο χόμα* (Athen 2000).

*Kinship by Arrangement: The Case of Adoption* (II) untersucht die Umstände, unter denen es zu Adoptionen (nicht nur von Kindern) kam. Die Quellaussagen sind dazu eher dürftig; erst ab dem 13. Jh. bieten die Texte mehr Informationen, aus denen hervorgeht, daß zwischen Adoption und Patenschaft weitgehende strukturelle Gemeinsamkeiten bestanden (ganz davon abgesehen, daß der Ausdruck „geistliches Kind“ sowohl ein Paten- als auch ein Adoptivkind bezeichnen konnte; ergänzend sei darauf hingewiesen, daß das Verb *υιοθετώ* in der Historia Syntomos des Patriarchen Nikephoros [2, 31, ed. MANGO; Ende 8. Jh.] bezeichnenderweise „die Taufpatenschaft übernehmen“ heißt). Politische Zweckmäßigkeiten, die mit der Adoption verbunden sein konnten, treten vor allem in den Adoptionen am Kaiserhof zutage. Für das 11. Jh. werden vier Fälle von (zumindest vorgeschlagener) Adoption zur Absicherung der Thronfolge berichtet. Interessant ist die bekannte von Anna Komnene geschilderte Adoption ihres Vaters Alexios durch Kaiserin Maria, die Alexios den ungehinderten Zutritt zum Palast erlaubte und somit zum Zentrum der politischen Entscheidungen. In *Substitute Parents and their Children in Byzantium* (III) stellt Macrides insbesondere den rechtlichen Status der Adoptivkinder gegenüber ihren Adoptiveltern dar. Im Zeremoniell und in den praktischen Folgen war die Adoption der Patenschaft weitgehend angeglichen. In der Regel hatten Adoptivkinder kein Erbrecht, sofern dies nicht ausdrücklich im Adoptionsvertrag festgehalten wurde. Gründe für die Adoption von Kindern waren in erster Linie Kinderlosigkeit auf Seiten der Adoptiveltern und Sicherung des Lebensunterhalts auf Seiten der Kinder, wenn deren Eltern verstorben oder mittellos waren<sup>1</sup>. Sowohl

<sup>1</sup> Interessant ist der Vergleich mit der Handhabung der Adoption in zeitgleichen griechischen Gebieten unter venezianischer Herrschaft, wo die Adoption von „gefundenen

Adoption als auch Patenschaft etablierten gesetzlich anerkannte Verwandtschaft, welche wiederum Heiratsverbote nach sich zog, während dies bei der dritten Form der sogenannten Pseudoverwandtschaften, der ἀδελφοθεσία (Bruderschaft oder Annahme an Bruders statt), nicht der Fall war, wie Demetrios Chomatenos auf eine diesbezügliche Eingabe ausdrücklich feststellt (Ponemata diaphora 5, ed. PRINZING 41).

*Dynastic marriages and political kinship* (IV) analysiert die Rolle der Heirat für die byzantinische internationale Diplomatie und insbesondere die Beweggründe, die die Byzantiner zur Knüpfung familiärer Bande mit ausländischen Machthabern veranlaßten. Das wichtigste Ergebnis dieser Studie ist, daß sich das Heiratsverhalten der Kaiserfamilie im Grunde nicht von demjenigen der übrigen byzantinischen Bevölkerung unterschied, welche in der Regel ebenfalls auf möglichst gewinnbringende Verbindungen aus war. Macrides wendet sich hiermit gegen das Klischee, daß internationale politische Heiraten einem besonders berechnenden Kalkül entsprangen. Die Heirat eines Mitglieds der kaiserlichen Familie mit dem Mitglied einer ausländischen Herrscherfamilie bot die Möglichkeit, in Konkurrenz zu anderen Mächten Einfluß zu gewinnen, unter Umständen sogar einen Krieg zu verhindern und generell zwischenstaatliche Beziehungen zu kontrollieren.

Die überwiegende Mehrheit der zivilrechtlichen Fälle, die während der Palaiologenzeit an das Patriarchatsgericht herangetragen wurden und in dem erhaltenen Rest des Patriarchatsregisters dokumentiert sind, stellen Forderungen nach Rückstellung der Mitgift und Erbstreitigkeiten dar. *Dowry and Inheritance in the Late Period: some cases from the Patriarchal Register* (V) ist ein hervorragender rechtshistorischer Kommentar zu den relevanten Patriarchatsdokumenten (von deren moderner Edition im Rahmen des *CFHB* inzwischen auch die Bände II und III vorliegen).

Die folgenden Studien beschäftigen sich generell mit rechtshistorischen Fragen des 12. Jh.s., insbesondere mit der Kanonistik und der Gesetzgebung Manuel I. Komnenos. *Nomos and Kanon on paper and in court* (VI) untersucht die Gewichtung von weltlichem und kirchlichem Recht im Werk der drei großen Kanonisten des 12. Jh.s (Aristenos, Zonaras und Balsamon) und verfolgt, wie diese beim Kommentieren auf aktuelle Praktiken eingehen (z. B. Haartracht). M. stellt dabei insbesondere anschaulich die Arbeitstechnik des Balsamon dar. Dazu nur eine kleine Ergänzung: Balsamon spricht sich eindeutig dagegen aus, daß der Kaiser als übergeordnete Instanz gegen ein Urteil des Patriarchen angerufen werden könne. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts hatte sich die Situation jedoch geändert: Der Metropolit Symeon von Alania berief gegen seine Absetzung durch das Synodalgericht bei Kaiser Ioannes V. Anlässlich dieser Berufung erstellte Neilos Kabasilas ein Rechtsgutachten, in dem er Balsamon widerlegte und das Vorgehen für rechtens erklärte<sup>2</sup>. Die Wahrnehmung der Vergangenheit im Werk derselben Kanonisten untersucht *Perception of the Past in the Twelfth-Century Canonists* (VII). Mit Fragen des Gerichtsstandes und der Zuständigkeit von

---

Kindern“ (das heißt bei einer Kirche ausgesetzten Kindern), neben der Behebung von Kinderlosigkeit, ein Mittel zum sozialen Aufstieg für Abkömmlinge niederer Familien in einer streng nach Schichten getrennten Gesellschaft war; vgl. Chrysa MALTEZOU, Contribution à l'étude de la société gréco-vénitienne: le cas des enfants trouvés, in: Polypleuros Nous. Miscellanea für Peter Schreiner zu seinem 60. Geburtstag, mit einem Geleitwort von Herbert Hunger, hrsg. von Cordula SCHOLZ und Georgios MAKRI (Byzantinisches Archiv 19). München–Leipzig 2000, 193–199.

<sup>2</sup> Vgl. dazu A. FAILLER, Une réfutation de Balsamon par Nil Kabasilas. *REB* 32 (1974) 211–223.

Richtern insbesondere im 12. Jh. beschäftigt sich *The Competent Court* (VIII), wobei die Studie von diesbezüglichen Aussagen in der *Ecloga Basilicorum* ausgeht.

Das Kernstück der vorliegenden Sammlung stellt die Edition von vier Novellen Manuels I. dar (*Justice under Manuel I Komnenos: Four Novels on Court Business and Murder*, IX); im Grunde handelt es sich um eine Monographie im Umfang von mehr als 100 Seiten. Im ersten Text erklärt Manuel sämtliche kaiserliche Rechtsakte für unwirksam, die aus Versehen gegen etabliertes Recht verstoßen – eine Schutzmaßnahme gegenüber früheren mangelhaften Gesetzen, die für Rechtsunsicherheit sorgten. Gesetz II regelt die Zusammensetzung bestimmter Gerichte, die Verfahrensdauer und andere prozeßrechtliche Fragen mit dem Ziel, die Rechtsprechung zu beschleunigen. Im selben Geist regelt Novelle III die Zeiten der Gerichtsferien. Novelle IV wendet sich schließlich gegen den Mißbrauch des kirchlichen Asyls in Tötungsfällen, ein Thema, mit dem sich Macrides auch in den Studien X und XI beschäftigt. Die vier Urkunden werden auf breiter handschriftlicher Basis mustergültig ediert, übersetzt sowie diplomatisch und inhaltlich ausführlich kommentiert.

In der Tradition des römischen Rechts sah das byzantinische Rechtssystem für vorsätzliche Tötung die Todesstrafe vor. Die Kirche vertrat dagegen die Meinung, daß selbst der Mörder durch Buße seine Sünde heilen könne, und gewährte ihm Asyl. Dieser offensichtliche Widerspruch schlägt sich insbesondere in zwei Gesetzestexten nieder, einem Gesetz des Konstantinos VII. und der oben erwähnten Novelle Manuels I. aus dem Jahre 1166. In *Killing, Asylum and the Law in Byzantium* (X) stellt Macrides vor allem den Inhalt des Novellentextes überlieferten Gerichtsfällen gegenüber. Das von der Großen Kirche in Konstantinopel gewährte Asyl für Tötungsdelikte ist besonders für das 11. und das 12. Jh. belegt. Der Täter hatte ein bestimmtes Ritual zu befolgen, bevor er vor dem Gericht (*ἐκδικεῖον*) unter Vorsitz des *πρωτεύδικος* erschien und, sofern er nicht abgewiesen wurde, eine Urkunde (*σημείωμα*) erhielt, welche die ihm auferlegte Buße enthielt und als Schutzbrief gegenüber Zivilbehörden oder Angehörigen des Getöteten diente. Nur sehr wenige derartige Fälle werden in der *Peira* erwähnt, wobei aus ihnen hervorgeht, daß der Täter infolge des Asylansuchens an die Kirche zwar vom weltlichen Gericht nicht die Todesstrafe zu gewärtigen hatte, aber andererseits auch nicht straffrei ging und an die Familie des Getöteten Kompensationen zu leisten hatte. Mehr Licht auf die kirchliche Rechtsprechung werfen die Entscheidungen, die Demetrios Chomatenos, Erzbischof des autokephalen Bulgariens, und Ioannes Apokaukos, Metropolit von Naupaktos, fällten. Da beide zu einer Zeit tätig waren, als die Große Kirche in Konstantinopel unter lateinischer Herrschaft stand, und zumal Chomatenos die Quasistellung eines Patriarchen innehatte, sind ihre Entscheidungen besonders aussagekräftig für den Umgang kirchlicher Gerichte mit Tötungsdelikten. Entscheidend für die Schuldfrage und die Urteilsfindung war die Beschaffenheit des Tötungsinstruments (auch die Frage, ob die Tat im Affekt erfolgte, dürfte eine gewisse Rolle gespielt haben, wie die Betonung des Zornes als entscheidendes Handlungsmotiv in mehreren Darlegungen nahelegt). Macrides referiert ausführlich die in den Urteilen aufgenommenen Umstände der Tötung und kommt zu dem Schluß, daß es sich bei den Tätern, die um eine Entscheidung der kirchlichen Obrigkeit ersuchten, um abhängige Personen handelte, die die Tat (in fast allen Fällen Totschlag) ausführten, während sie für ihren Herrn tätig waren. Da sie selbst machtlos waren, war für sie das kirchliche Gericht, und nicht das weltliche, die Instanz, von der sie eine gerechte Klärung des Falles erwarten konnten.

Einer überaus bizarren *Causa* ist *Poetic Justice in the Patriarchate* (XI) gewidmet. Ein sonst unbekannter *protekdikos* Andronikos verfaßte im 12. Jh. ein „dramatisches“ *Semeioma*, in dem unter zahlreichen Anklängen an die antike Tragödie der wahrlich tragische Fall einer Frau dargelegt wird, die sowohl Mutter als auch Tochter aufaß. Die unglückliche Frau stamm-

te aus Kleinasien, das zu dieser Zeit von den Türken überrannt wurde. In einer außerordentlichen Notsituation war sie aufgrund extremen Nahrungsmangels gezwungen, zuerst unreine (von den Kanones verbotene) Nahrung zu sich zu nehmen und in der Folge sogar ihre verstorbenen Angehörigen zu verspeisen. Der in byzantinischen Zwölfsilbern abgefaßte Text enthält am Ende sowohl die auferlegte Buße als auch die Strafandrohung für Personen, die das kirchliche Urteil nicht respektieren sollten – formale Charakteristika eines regelrechten Semeioma. Macrides legt überzeugend dar, daß im vorliegenden Fall die Literarisierung und Rhetorisierung des Textes die tatsächliche Tragödie des Vorfalles veranschaulicht und kein Grund besteht, die Authentizität des Ereignisses anzuzweifeln. Weiters führt die Autorin aus, daß die in diesem Text an den Tag gelegte literarische Bildung durchaus charakteristisch für den Inhaber der Stellung eines Protekdikos ist, und verweist auf den hochgelehrten Michael tu Anchialu. Darüber hinaus erinnert sie an den vergleichbaren Fall eines Richters in Frankreich (16. Jh.), der sich durch einen ähnlich ergreifenden Fall zur Abfassung eines literarisch-juristischen Textes veranlaßt sah (es handelt sich um die berühmte, auch verfilmte Geschichte des Martin Guerre); man könnte dabei auch an eine weitere literarische Verarbeitung von Gerichtsfällen denken, die Gedichte des François Villon, insgesamt fiktive Texte, die aber auf reale Fälle zurück gehen, denen ein Richter begegnet war.

Auch im abschließenden Artikel *Bad Historian or Good Lawyer? Demetrios Chomatenos and Novel 131* (XII) bringt die Autorin etablierte Lehrmeinungen ins Wanken. Die wissenschaftliche Literatur zur byzantinischen Kaisersalbung zieht immerwieder diesbezügliche Aussagen des Demetrios Chomatenos in der Korrespondenz mit Patriarch Germanos II. heran, und läßt sich, wie Macrides zeigt, vom raffinierten Rhetor und Winkeladvokaten Chomatenos in die Irre führen. In dem nach dem Verlust von Konstantinopel 1204 entstandenen Legitimitätsstreit zwischen Nikaia und Epeiros/Thessalonike vertrat Chomatenos die Rechtsgültigkeit der Kaisersalbung mit gesegnetem Öl gegenüber der nach Germanos' Ansicht korrekten Myron-Salbung. Er verweist hierbei, wie Macrides deutlich macht, nicht auf byzantinische Traditionen, sondern auf jüngste Salbungen nach westlichem Muster, und versucht, so das patriarchale Myron-Monopol und somit das Machtmonopol zu brechen. Macrides plädiert dafür, daß das Zitieren von Gesetzen einem Standpunkt nicht mehr Glaubwürdigkeit verleiht (zumindest in byzantinischen Texten), daß Texte als Ganzes gelesen werden müssen und die Macht des rhetorischen Wortes nicht unterschätzt werden darf. Ein kleiner Zusatz: Ein vergleichbarer Fall von Kompetenzstreitigkeiten betreffend das Myron-Monopol findet sich in der Urkunde Nr. 264 des Patriarchatsregisters, in dem Kallistos I. auf die Unrechtmäßigkeit von Taufen hinweist, die im Patriarchat Bulgarien (Tarnovo) mit dem Myron des Heiligen Demetrios oder des Heiligen Barbaros vorgenommen werden.

Die hier versammelten Artikel bilden ein ansprechendes und facettenreiches Lesebuch zur byzantinischen Sozial- und Rechtsgeschichte. Obwohl gemeinsame Themenschwerpunkte bestehen und die einzelnen Studien wiederholt aufeinander bezug nehmen, überschneiden oder wiederholen sie sich nicht. Stets besticht die Autorin durch klare Darstellung, stringente Gedankenführung und nicht zuletzt durch ihre philologische Kompetenz.

Ruth Macrides weist im Vorwort zum vorliegenden Band darauf hin, daß alle 12 Artikel ihren Ursprung in einem einjährigen Forschungsaufenthalt am Frankfurter Institut für Rechtsgeschichte haben, wo sie zum ersten Mal begann, sich mit dem byzantinischen Rechtswesen zu beschäftigen. Angesichts der profunden Kenntnisse, die sich die Autorin auf diesem Gebiet in kurzer Zeit erworben hat, und der reichen Ernte, die dieses eine Jahr zutage förderte, könnte man direkt neidisch werden.

*Martin Hinterberger*

Johannes NIEHOFF-PANAGIOTIDIS, *Übersetzung und Rezeption. Die byzantinisch-neugriechischen und spanischen Adaptionen von Kalila wa-Dimna (Serta Graeca. Beiträge zur Erforschung griechischer Texte 18)*. Wiesbaden, Dr. Ludwig Reichert Verlag 2003. 309 S. ISBN 3-89500-270-4.

Thema der zu besprechenden Habilitationsschrift von Johannes NIEHOFF-PANAGIOTIDIS (= N.-P.) ist im weitesten Sinne die sprachliche bzw. inhaltliche Anpassung literarischer Stoffe des Mittelalters als Ergebnis der Koexistenz verschiedener Religions- und Sprachkulturen. Dieser vielschichtige Akkulturationsprozess wird exemplarisch durch die Erörterung einer Reihe von Detailfragen zur Übersetzungs- und Rezeptionsgeschichte von *Kalila wa-Dimna* (= KwD) bzw. *Stephanites kai Ichnelates* behandelt. Da sich die Rezeptionsgeschichte des ursprünglich auf das indische *Pañcatantra* zurückgehenden KwD in einem geographisch, sprachlich und kulturell überaus weitgespannten Rahmen abspielt, eignet sie sich besonders dazu, einen repräsentativen und fundierten Vergleich der unterschiedlichen Fassungen desselben literarischen Stoffes und deren Übersetzungs- bzw. Rezeptionsmethoden im Sinne einer „kulturellen Umkodierung“ durchzuführen.

In einem knappen einleitenden Teil (S. 1–8) formuliert N.-P. die Hauptfragestellungen der Arbeit, so etwa den Einfluss der orientalischen Literaturen auf die Entstehung der volkssprachlichen byzantinischen und neugriechischen Literatur von der mittelbyzantinischen Epoche bis ins 19. Jh. und in engem Zusammenhang damit die literarischen Kulturkontakte in Byzanz bzw. in der nachbyzantinischen Zeit; die Art der Rezeption von fremdem literarischem Gut unter besonderer Berücksichtigung der bei der Aneignung des Fremden befolgten Regeln; schließlich die Möglichkeiten und Formen einer Textzirkulation.

Die verschiedenen Versionen des Stoffes sowie deren komplizierte Überlieferungsstränge werden im 1. Kapitel (S. 9–60) vorgestellt. Nach einer Einführung in das indische Original *Pañcatantra*, in die nicht mehr vorhandene mittelpersische Pahlavī-Fassung und in die davon abhängende ältere syrische Version, fokussiert N.-P. insbesondere das ebenfalls auf die mittelpersische Fassung zurückgehende arabische KwD des Ibn al-Muqaffa' sowie die darauf basierenden byzantinisch-neugriechischen und spanischen Fassungen und bespricht schließlich die gleichfalls vom arabischen KwD ausgehende hebräische Rezension und ihre Subübersetzungen. Als Grundlage für die von NP behandelten Fragestellungen dienen die arabische, die byzantinisch-neugriechischen und die spanischen Fassungen des KwD. Ihre Entstehungsgeschichte konzentriert sich im Wesentlichen auf die drei großen Kulturräume der mittelalterlichen Oikumene, den arabischen Islam, die griechische Orthodoxie und das lateinische Mittelalter, deren repräsentativen Schriftsprachen eine Vielzahl von gesprochenen *Nähesprachen*<sup>1</sup> gegenüberstehen, welche die Rezeption literarischer Stoffe ebenfalls mitbeeinflussten. Während das arabische KwD (8. Jh.) im wesentlichen in seiner Funktion als Vorlage der griechischen und spanischen Übersetzungen herangezogen wird, liegt das Hauptaugenmerk der Studie auf den drei geographischen und kulturhistorischen Schauplätzen der mittelalterlichen KwD-Rezeption und den dazu gehörenden Übersetzerpersönlichkeiten, nämlich Symeon Seth aus Antiochien (2. Hälfte 11. Jh.) für das höfische konstantinopolitanische Milieu der Komnenenzeit<sup>2</sup>, Eugenios von Palermo (Ende 12. Jh.) für

<sup>1</sup> Terminologie nach P. KOCH/W. ÖSTERREICHER, *Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch*. Tübingen 1990.

<sup>2</sup> A-Rezension gemäß L.-O. SJÖBERG, *Stephanites und Ichnelates. Überlieferungsgeschichte und Text*. Stockholm 1962.

das normannische Sizilien/Unteritalien<sup>3</sup> und als Vergleichsbeispiel dazu Alfons der Weise für Spanien (Mitte 13. Jh.).

Im 2. Kapitel (S. 61–94) geht es darum, durch Untersuchungen auf der Einzelwortebene anhand von Appellativa (S. 61–81) und Eigennamen (S. 82–94) zu zeigen, inwiefern eine Übersetzung als Indikator für Akkulturationsphänomene und Rezeptionsfähigkeit gegenüber fremder Literatur dienen kann. Die wichtigste Bedingung für N.-P.s erstmaligen Vergleich beider griechischer Hauptrezensionen von *Stephanites kai Ichmelates* mit dem arabischen KwD ist deren bisher unberücksichtigte Abweichung im Sprachniveau. Demnach ist die kurze und inzwischen weitgehend als älteste akzeptierte Rezension A von Symeon Seth in einer literarischen Koine geschrieben, welche sich durch zahlreiche Anklänge und Zitate an die klassische Dichtung, Bibel und Patristik sowie durch die Verwendung lateinischer Lehnwörter auszeichnet, hingegen keinerlei Spuren von Wörtern arabischen Ursprungs aufweist. Die sogenannte „recensio Eugeniana“ (Be) aber, welche zusätzlich zum älteren Grundstock der Rezension A die restlichen Kapitel sowie die drei Prologe aus dem arabischen KwD von Ibn al- Muqaffa‘ übersetzt und hinzufügt, bewegt sich zweifellos im Bereich eines volkssprachlichen Idioms. Davon zeugen nicht nur die Verwendung von Vulgarismen einer überregionalen Volkssprache, sondern auch der Einsatz von Dialektismen, welcher nur durch das spezifisch sizilisch-normannische Umfeld des Übersetzers erklärt werden kann. N.-P. zeigt dies am Beispiel des arabischen Wortes *hid'a* (Gabelweihe) im 4. Kapitel von KwD, welches in der Rezension A wegen des Unverständnisses des Übersetzers einfach weggelassen wurde, in der „recensio Eugeniana“ hingegen mit dem aus dem Mittellateinischen stammenden Wort *νίβλα* (Gabelweihe) ergänzt wurde. Da der Einfluss von romanischen Wörtern ein Spezifikum für das Griechische in Sizilien/Unteritalien ist, verwendet N.-P. dieses Beispiel als Beweis dafür, dass in Unteritalien nicht nur, wie von SJÖBERG bereits erkannt, die in Rezension A fehlenden Vorworte von KwD neu übersetzt, „sondern auch die bestehenden Kapitel zumindest in einem sicheren Fall einer ergänzenden retractatio nach dem Arabischen unterzogen wurden“ (S. 68). N.-P.s eigene Aussage „Zwar habe ich keinen weiteren eindeutigen [also keinen] Sikelianismus (doch s. unten!) finden können“<sup>4</sup> lässt die Verwendung des Wortes *νίβλα* als einzige Argumentationsbasis für die Existenz einer spezifisch unteritalisch/sizilischen volkssprachlichen Literatur als etwas gewagt erscheinen. Dennoch vermag N.-P. einleuchtend darzustellen, dass die Rezension Be das Werk eines des Arabischen mächtigen Intellektuellen im Sizilien der normannisch-staufischen Renaissance im 12. Jh., nämlich Eugenios von Palermo, sein muss und deshalb in Zukunft unbedingt als eigenständiger, von Symeon Seths Rezension A klar zu unterscheidender Text behandelt und ediert werden sollte. Fest steht auch, dass es sich beim Übersetzer Eugenios von Palermo um eine umfassend gebildete Persönlichkeit handelte, dem, ähnlich wie Theodoros Prodromos, eine bunte Palette unterschiedlicher Sprachniveaus zur Verfügung stand.

Eine besonders starke Anlehnung an das arabische Original ergab der Vergleich der spanischen Übersetzung mit KwD. Hier zeigt N.-P. anhand von phonetischen Interferenzen bei der direkten Übernahme religiöser und sozialer Termini aus dem Arabischen, wie stark der Einfluss der damals gesprochenen Nähesprache, des arabischen Dialekts von al-Andalus, war. Dass N.-P. in direktem Anschluss daran, noch immer in Kapitel II.1 über Appellativa,

<sup>3</sup> B-Fassung nach SJÖBERG.

<sup>4</sup> NIEHOFF-PANAGIOTIDIS 68. Leider wird an dieser Stelle nicht klar, worauf N.-P. mit „s. unten“ verweisen will.

auf einmal die Verwendung des „Exemplum“ zwischen Ost und West und die Textsortenindikatoren bei der Übersetzung“ zur Sprache bringt, leuchtet nicht ganz ein, da die hier diskutierte Problematik im Gegensatz zu den vorherigen rein philologischen Ausführungen in II.1.1 und II.1.2 eher im Umfeld der Gattungsfrage als der Einzelwortanalyse zu erwarten wäre. Zwar geht es vordergründig um die Übersetzung des arabischen Apellativums *matal* durch das griechische *paradeigma* und das altspanische *exiemplo* in den zwei Hauptbedeutungen *Sentenz* und *Gleichnis*. Letztendlich will N.-P. aber zeigen, dass die byzantinischen und der spanische Übersetzer den weiten Begriff *matal* in all seinen Bedeutungen problemlos übernehmen konnten, da er in der eigenen, an der antiken Rhetorik und der Bibel orientierten literarischen Tradition sowohl als Sentenz (*gnome*) und Sprichwort (*paromia*) wie auch als Gleichnis (*paradeigma* oder *parabole*) längst seinen festen Platz hatte. Dass in den griechischen Übersetzungen von KwD in den meisten Fällen *paradeigma* verwendet wurde und nicht die antiken Fachtermini für die Fabel *ainos*, *logos* oder *mythos*, liege gemäß N.-P. dann doch wieder daran, dass die Erzählungen von KwD inhaltlich zu weit entfernt von der antiken Fabel waren und dass man den übersetzten Text in der literarischen Hierarchie nicht zu tief ansiedeln wollte, zumal die Fabel als das niedrigste unter den *paradeigmata* subsumierte rhetorische Beweismittel galt. Wie dem auch sei, durch den an dieser Stelle allzu direkten Vergleich des KwD mit den Parabeln in *Barlaam und Joasaph* (= BuJ) zieht N.-P. eine so nicht haltbare Parallele zwischen den beiden Werken. Dass sich die Parabeln im byzantinischen BuJ, wie überhaupt das ganze Werk, in unvergleichlich stärkerem Maße als die *paradeigmata* in Stephanites kai Iehnelates an das Alte und Neue Testament, im speziellen Fall an das biblische Gleichnis anlehnt, ist unschwer erkennbar<sup>5</sup>. Alleine die Tatsache, dass im BuJ der Terminus *paradeigma* nur selten und, wenn doch, mit eindeutigen Anklang an die biblische *parabole* verwendet wird, zeigt, dass N.-P.s Aussage „Auch hier [im BuJ] herrschen *paradeigma*, *exemplum* usw.“ (S. 81) zu undifferenziert ist. Überhaupt sind die meisten BuJ betreffenden Aussagen mit Vorsicht zu genießen, da sie die neuere Literatur zum Thema nicht berücksichtigen bzw. in höchst willkürlicher und nicht ganz nachvollziehbarer Auswahl heranziehen (S. 173, Anm. 144)<sup>6</sup>. Gänzlich unverständlich ist etwa, dass als älteste arabische Fassung des BuJ die von HOMMEL<sup>7</sup> edierte Halle-Version zitiert wird (S. 81), die, wie längst nachgewiesen wurde<sup>8</sup>, in Wirklichkeit ein Auszug aus der tatsächlich ältesten erhaltenen, von GIMARET edierten Bombay-Fassung ist<sup>9</sup>, die N.-P. nicht einmal erwähnt. Eine weitere Fehlauraussage bezüglich BuJ findet sich bereits

<sup>5</sup> Dazu u.a. B. LIENHARD, Vom arabischen Buch Bilawhar und *Būdāsf* zum byzantinischen Barlaam und Joasaph. Textumformungen am Beispiel der Sämansparabel, in: G. CARBONARO, E. CREAZZO, N.L. TORNESELLO (Edd.), Medioevo Romano e Orientale. Marcotesti fra Oriente e Occidente (IV Colloquio Internazionale, Vico Equense, 26–29 ottobre 2000). Soveria Mannelli 2003, 495–507.

<sup>6</sup> So vermisst man etwa die Erwähnung der grundlegenden Studien des Barlaam-Spezialisten R. VOLK, von dem zumindest der Beitrag Urtext und Modifikationen des griechischen Barlaam-Roman. Prolegomena zur Neuausgabe *BZ* 86/87 (1993/1994) 432–461 unbedingt zu erwähnen ist.

<sup>7</sup> F. HOMMEL, Die älteste arabische Barlaamversion. Verhandlungen des VII Internationalen Orientalisten-Congress (Wien 1886), Semitische Section, 115–165.

<sup>8</sup> Bei D. GIMARET, *Le livre de Bilawhar et Būdāsf* selon la version arabe ismaélienne. Genf, Paris 1971, 25–27.

<sup>9</sup> D. GIMARET (Ed.), *Kitab Bilawhar wa Būdāsf*. Beirut 1972.

in der Einleitung, wo behauptet wird „... die griechische Übersetzung, von der über eine mittellateinische Version alle übrigen, also auch die altspanische abhängen“ (S. 2). Die christlich arabische, die armenische und die kirchenslavische Übersetzung gehen nicht über eine mittellateinische Version, sondern direkt auf den griechischen BuJ zurück. Überdies ist zu bemerken, dass eine mögliche Übersetzung des griechischen BuJ aus dem Georgischen (wovon inzwischen aufgrund zahlreicher stichhaltiger Argumente auszugehen ist) nicht notgedrungen bedeutet, dass diese auch in Georgien entstanden ist (S. 229).

Im zweiten Teil des Kapitels wird die Textfunktion der Eigennamen in KwD und das Assoziationsfeld, welches durch die literarische Übernahme fremder Namen gebildet wird, diskutiert. N.-P.s Untersuchung ergibt, dass in der „recensio Eugeniana“ zur Schaffung eines exotischen Kolorits die meisten arabischen Eigennamen übernommen, bei der spanischen Übersetzung sogar noch weitere hinzugefügt wurden, während Symeon Seth sämtliche fremden Namen entweder weglässt, durch ihm bekannte Namen ersetzt oder in Anlehnung an die in Byzanz damals bekannte Tierepik (Batrachomyomachie) übersetzt und somit den Text weitgehend von seinem orientalischen Ambiente reinigt.

Das 3. Kapitel (S. 95–135) behandelt die in KwD stark ausgebaute Schachtel- oder „chinesebox“-Technik, welche N.-P. anhand der 4. Geschichte von KwD „Der Rabe und die Eule“ veranschaulicht. Die Hierarchisierung der kunstvoll ineinander verzahnten Erzählebenen, die in KwD bis zur vierten metadiegetischen Stufe vordringen, wird durch den gezielten Einsatz von Kohäsionsmitteln gesichert, welche in der Funktion von Gliederungssignalen anzeigen, wann eine Subgeschichte anfängt und aufhört. Je freier ein Übersetzer bei der Rezeption seiner Vorlage verfährt, umso größer ist die Gefahr, dass die in KwD sorgfältig durchkonstruierte Erzählstruktur durcheinander gerät. Dies zeigt N.-P. durch den Vergleich der spanischen und der beiden griechischen Versionen mit dem arabischen Original. Während der spanische sowie der ältere hebräische Text und die darauf zurückgehende lateinische Übersetzung des Johannes von Capua getreue Abbildungen des arabischen Vorbildes sind, verfuhr Symeon Seth äußerst frei mit seiner Vorlage, indem er den Bestand an Suberzählungen radikal kürzte und nur noch bis in die dritte Erzählebene vordringt. Als Erklärung für Symeons Eingreifen argumentiert N.-P. auch hier mit der Anlehnung an die in der byzantinischen Literatur noch immer präsenente äsopische Tradition. Im Gegensatz dazu hält sich die „Recensio Eugeniana“ erwartungsgemäß stärker an die arabische Vorlage und restituiert die komplizierte Schachteltechnik durch das Wiedereinfügen sämtlicher von Symeon Seth weggelassener Geschichten. Leider ist auch an diesem, insgesamt schlüssigen Kapitel zu kritisieren, dass N.-P. grundlegende Sekundärliteratur zur orientalischen Erzähltechnik unberücksichtigt lässt<sup>10</sup>.

Im ausführlichsten Kapitel 4 (S. 137–221) werden die Möglichkeiten einer Rezeption der orientalischen Literatur im mittelalterlichen und neuzeitlichen Europa behandelt. Als Grundlage dafür erläutert N.-P. zunächst die Entstehung und das Konzept der islamischen Sprache, welche in engem Zusammenhang mit dem für alle islamischen Literaturen verbindlichen arabischen Gattungssystem zu sehen ist. Es versteht sich, dass das Arabische nicht per se, sondern lediglich in seiner Bedeutung als Offenbarungssprache des Korans und der islamischen Tradition Ausdrucksmittel der islamischen Kultur ist. Unter der Voraussetzung einer jeweils eigenständigen Entwicklung der schriftlichen und mündlichen Sprache ist von diversen Sprachgruppen im islamischen Raum auszugehen, so von nicht arabischsprachigen

<sup>10</sup> Insbesondere M. PICONE, Tre tipi di cornice novellistica, *Filologia e Critica* 13 (1988) 3–26.

Muslimen, die Arabisch als Kultursprache lernten, von Nichtmuslimen, die das Arabische zunächst neben ihrer eigenen Kultursprache als mündliches Kommunikationsmittel oder „Nähesprache“ verwendeten und sich allmählich Zugang zur Schriftsprache verschafften, und schließlich von den „eigentlichen Arabern“, bei denen von Anfang an beide Faktoren zusammenfielen. N.-P. führt aus, dass für den Transport literarischer Traditionen von einer Kultur in die andere die zweite Gruppe eine herausragende Rolle spielte, und zwar in jener Phase, wo sie schon lange genug unter islamischer Herrschaft existierte, um nicht nur die Nähesprache zu beherrschen, sondern auch bereits mit der verschriftlichten Prestigesprache vertraut war. An erster Stelle dieser Entwicklung stehen periphere Persönlichkeiten wie Symeon Seth und Eugenios und Orte wie Antiochien und Palermo, wo die byzantinischen Kulturelemente auch nach dem Ende der unmittelbaren Zugehörigkeit zum byzantinischen Herrschaftsbereich erhalten blieben. Nicht zuletzt aufgrund der schnellen Arabisierung dieser Gruppen ist hier keine Islamisierung des Griechischen, die etwa mit der schnellen Islamisierung des Persischen oder Türkischen vergleichbar wäre, zu erkennen. Erst die Turkisierung der griechischsprachigen Bevölkerung unter osmanischer Herrschaft, in der die Geschichte und Literatur in zunehmendem Maße die der orthodoxen Gemeinde der Rum (*millet*) ist, führt zur ansatzweisen Herausbildung eines islamischen Griechisch. Als Beispiel dafür führt N.-P. die sogenannten „sufischen Sentenzen“ an. Stärker entwickelte sich hingegen eine von der Islamisierung freie Turkisierung des Griechischen, welche im 15. Jh. zur Entstehung der *Karamanli*-Literatur mit dem äußeren Identitätssymbol der griechischen Schrift führte. Anders verhält es sich bei der Arabisierung der iberischen Halbinsel. Zwar wurde auch hier von den spanischen Konvertiten, den sogenannten *muwallad*, das Arabische als Prestigesprache erlernt und von den Christen und Juden zunehmend als Schriftsprache verwendet. Konträr zum griechischsprachigen Raum entwickelte sich aber das Iberoromanische schon sehr früh in Richtung einer islamischen Sprache, was N.-P. am Beispiel der Übernahme der in die spezifisch islamische Gedichtform *muwaššah* eingebetteten *harġa* dokumentiert. Die Weiterentwicklung eines islamischen bzw. jüdischen Iberoromanischen wurde allerdings durch die spanische Reconquista und endgültig durch die Vertreibung der spanischen Juden im 15. Jh. gestoppt.

Im zweiten großen Themenkomplex des Kapitels geht N.-P. der Frage nach, welche literarischen Stoffe und Gattungen von den oben erwähnten Gruppen weshalb rezipiert wurden. Im byzantinisch-arabischen Bereich macht N.-P. auf die spärliche Übersetzungstätigkeit vom Arabischen ins Griechische aufmerksam. Neben naturwissenschaftlichen Werken, auf die N.-P. nicht näher eingeht, seien KwD, *Syntipas* und BuJ die einzigen Übernahmen aus der arabischen Prosaliteratur. Unverständlich ist N.-P.s Aussage, dass BuJ „in mancher Hinsicht aus unserer Betrachtung ausscheidet“ (S. 173), da es sich dabei aufgrund des heterodoxen (schiiischen) Charakters *sensu stricto* nicht um ein Werk der arabischen Literatur handle. Dem Werk sei im Gegensatz zu KwD und *Syntipas*, welche Erbauungsbücher weiter Kreise im sunnitischen Islam geworden sind, eine breitere Wirkung und Anerkennung außerhalb der Schia versagt geblieben, was auch der Grund dafür sei, warum BuJ nicht im Zuge der alfonsinischen Übersetzerwelle vom Arabischen ins Spanische übersetzt worden sei. Das Argument der Heterodoxie entschärft N.-P. wenig später selber durch die Aussage, die hebräische Fassung des BuJ aus dem Arabischen beweise, „dass auch im notorisch sunnitischen Spanien diese heterodoxe Schrift bekannt war“ (S. 185f.). N.-P.s Beobachtung, dass es sich bei den alfonsinischen Übersetzungen um die bewusste direkte Übernahme einer spezifisch arabischen Gattung, nämlich der *adab*-Literatur, in eine europäische Volkssprache handelt, mag insofern stimmen, als tatsächlich alle übersetzten Werke dieser arabischen Literaturgattung angehören. *Adab* hatte sich aber in der Entstehungs-

zeit der zur Diskussion stehenden Texte bereits zu einem äußerst breiten Gattungsbegriff entwickelt, der eine Vielzahl von unterschiedlichen Prosatexten allgemein ethischen Inhalts umfasste, von denen die von N.-P. genannten Titel der alfonsinischen Übersetzerwelle nur einen Bruchteil ausmachen. Aus diesem Grund kann dem von Alfons nicht rezipierten BuJ die Zugehörigkeit zur *adab*-Literatur nicht automatisch abgesprochen werden. Überdies ist das Werk in vielerlei Hinsicht KwD und *Syntipas* so ähnlich, dass dessen Standort entgegen N.-P.s Meinung gerade in ihrer unmittelbaren Nähe zu suchen ist. Besonders deutlich wird dies durch die Nennung der drei Titel *k. Bilawhar wa-Būdāsf*, *k. Būdāsf mufrad* und *k. al-Budd* im berühmten *Fihrist* von Ibn an-Nadīm (10. Jh.), einem von N.-P. in diesem Zusammenhang nicht erwähnten Bücherverzeichnis der gesamten arabischen Literatur der damaligen Zeit. Die genannten Titel, welche in direktem Zusammenhang zu dem heute noch erhaltenen ismāʿīlītischen *k. Bilawhar wa- Būdāsf* stehen, werden im 8. Kapitel des *Fihrist* unter den „Büchern der Inder mit Fabeln, abendunterhaltenden Geschichten und Anekdoten“<sup>11</sup> aufgezählt. Dass KwD und *Syntipas* an ebendieser Stelle, direkt neben den drei Titeln von BuJ erwähnt werden, zeigt mehr als deutlich, dass N.-P. hier versucht, zugunsten von RAIBLES Theorie der Transportierbarkeit von Gattungen<sup>12</sup>, eine künstliche Gattungsgrenze zu ziehen, die in der damaligen arabischen Welt, jedenfalls bei Ibn an-Nadīm, im 10. Jh. so nicht existierte.

Für den griechischen Sprachraum betont N.-P. wiederholt den unterschiedlichen kulturegeschichtlichen Hintergrund und Entstehungszweck der beiden Hauptrezensionen von KwD. Während Symeon Seth seine Übersetzung mit dem Stilbewusstsein für die arabische hochsprachliche Vorlage den eigenen literarischen Traditionen anpasste, hatte Eugenios von Palermo ein ähnliches Anliegen wie der spanische Übersetzer, nämlich eine volkssprachliche Rezeption der hochsprachlich arabischen Vorlage. N.-P. argumentiert, dass der Anstoß zur Verschriftlichung der bis dahin nur sehr rudimentär existierenden Volksliteratur in Byzanz nicht durch den Kontakt mit den orientalischen Sprachen, sondern vielmehr durch den Einfluss des normannischen Elements ausgelöst werde. Ebenso stelle die „recensio Eugeni-ana“ den einzigen Versuch vor der osmanischen Zeit dar, das Griechische ohne Bruch mit der Tradition durch Übersetzung narrativ an die orientalischen Erzähltraditionen zu akkulturieren. Hier müsste N.-P.s Ausführungen unbedingt das byzantinische *Oneirocriticon* (10./11. Jh.) des Achmet hinzugefügt werden, das zwar in knapper und vereinfachender Weise erwähnt wird (S. 194), über dessen Bedeutung für die arabisch-byzantinischen literarischen Beziehungen sich N.-P. aber offensichtlich keine Gedanken gemacht hat. Es wäre ein Leichtes, anhand der von N.-P. nicht beachteten umfangreichen und ergiebigen Monographie zum Thema von MAVROUDI<sup>13</sup> zu belegen, dass das *Oneirocriticon* des Achmet eindeutig arabische Texte als Vorlagen hatte und sich in vielem (z.B. im Aufbau) nicht an die byzantinische, sondern an die islamisch arabische Tradition der Traumbücher hält.

Zu guter Letzt, N.-P.s wiederholter „Fingerzeig“ darauf, dass „Die Eroberung Siziliens durch die Normannen im 11. Jh. eine historische Antizipation der Ereignisse war, durch die seit dem Ende des 11. Jh., in Byzanz seit dem Beginn des 13. Jh., große Teile des östlichen

<sup>11</sup> Ibn an-Nadim, *Fihrist*, ed. FLÜGEL, 2 vol. Leipzig 1871 (Neudruck Beirut 1964), 305.

<sup>12</sup> U.a. W. RAIBLE, Was sind Gattungen? *Poetica* 12 (1980) 320–349.

<sup>13</sup> Maria MAVROUDI, A Byzantine Book on Dream Interpretation. *The Oneirocriticon of Achmet and Its Arabic Sources* (*The Medieval Mediterranean* 36). Leiden–Boston–Köln 2002.

Mittelmeers unter fränkische Herrschaft gerieten – nach unserer Meinung nicht nur mit politisch-sozialen, sondern auch mit literarischen Folgen“ (S. 211), erinnert den Leser unweigerlich an die nicht ein einziges Mal erwähnte, seit längerer Zeit geführte wissenschaftliche Diskussion über die west-östlichen Kulturkontakte ab dem 12. Jahrhundert<sup>14</sup>. Ein näheres Eingehen darauf wäre wünschenswert, da N.-P. dem Leser keine konkreten Beispiele für die hier postulierte Antizipation präsentiert, und somit unklar bleibt, inwieweit der Einfluss des Westens auf die Entstehung der griechischen Volksliteratur im normannischen Sizilien und später unter der fränkischen Herrschaft tatsächlich vergleichbar ist.

Neben einer Zusammenfassung der Ergebnisse in Kapitel 5 (S. 223–231) wird die Monographie durch eine Bibliographie (S. 233–281), einen leider etwas dürftigen thematischen Index (S. 283–284) und einen Anhang mit schematischen Darstellungen der verschiedenen metadiegetischen Ebenen der zur Diskussion stehenden Fassungen von KwD, mit Stammbäumen der Textüberlieferung und einer Konkordanz<sup>15</sup>, abgerundet.

Die große Fülle der erläuterten Themen und Fragestellungen, welche kontinuierlich durch neu aufgeworfene Fragen erweitert wird, erschwert es dem Leser zuweilen, N.-P.s Hauptzielsetzungen zu folgen. Die etwas verwirrende Darstellungsweise wird zusätzlich dadurch beeinträchtigt, dass in der Anordnung der Fragen zu sehr unterschiedlichen Teilgebieten der übergeordneten Problemstellung nur schwer ein durchgängiges System erkennbar ist. Dies ist umso bedauerlicher, als es N.-P. durch seine Ausführungen grundsätzlich gelingt, die Thematik der mittelalterlichen Textzirkulation, insbesondere durch die Einbeziehung des kulturhistorischen Hintergrundes der verschiedenen Übersetzer-Milieus, in einem neuen Licht darzustellen. Ungeachtet der angeführten Kritikpunkte – und der hier nicht näher erläuterten stilistischen Mängel, die den Lesegenuss der Monographie erheblich beeinträchtigen – hat N.-P. in lobenswerter Weise die ansonsten oft streng eingehaltenen Grenzen zwischen den unterschiedlichen Fächern der Mediävistik aufgebrochen. Sein Hauptverdienst liegt im sonst eher tabuisierten Bestreben, die byzantinische und neugriechische Volksliteratur verstärkt nach ihrer orientalischen Beeinflussung zu untersuchen, und somit einer historisch unverfälschteren Darstellung der Thematik näher zu kommen.

*Bettina Lienhard*

<sup>14</sup> Aus der Fülle der wissenschaftlichen Beiträgen zur Thematik sei hier speziell verwiesen auf Carolina CUPANE, *Bisanzio e la letteratura della Romania. Peregrinazioni del romanzo medievale*, in: A. PIOLETTI – Francesca RIZZO NERVO (Edd.), *Medioevo Romano e Orientale. Il viaggio dei testi (III Colloquio Internazionale, Venezia 10–13 ottobre 1996)*, Soveria Mannelli 1999, 31–49 (mit weiterführender Sekundärliteratur).

<sup>15</sup> Übernommen aus J. HERTEL, *Das Pañcatantra. Seine Geschichte und seine Verbreitung*, I. Leipzig 1914, 417–425.